

August Ch

# Harzmärchenbuch

Sagen und Märchen  
aus dem Oberharz

Verlag Fr. Stendel  
Stade, 1862



# Harzmärchenbuch

oder

Sagen und Märchen aus dem Oberharz

Gesammelt und herausgegeben

von

August Ey

Verfasser des Harzbuches

Stade

Verlag von Fr. Steudel

1862



## Inhalt

Vorwort	9
Die Schildwache	11
Der Hund	13
Die Maus	14
Die goldene Flöte	16
Die Königstochter ein Schmetterling	18
Der Pochknabe und der Teufel	21
Der Totentanz	24
Der beste Schuss	24
Der dem Teufel vermachte Junge	27
Die Geizige	28
Die feurige Kröte	29
Das Bleigießen am Andreastag	32
Der geheimnisvolle Gedingarbeiter	34
Der Grasmäher ein Hund	35
Der Zwerges Krieg	36
Der Zank im Grab	39
Hans Kühnburg	40

Der Bielstein	42
Der Zauberring	44
Der Venezianer	46
Der Hexenritt	52
Die lange Nase	53
Der Hackeklotz	60
Die verwünschte Prinzessin	68
Die Kegelbahn in der Kirche	78
Der Förstersohn	83
Die goldene Rose	93
Der Doktor	99
Die schöne Prinzessin	102
Das Bekenntnis des Zwerges	107
Der Schwarzkünstler	108
Das Meisterstück	112
Der Schneidergeselle und der Geist	114
Der Schmied und die drei Teufel	119
Der Weinberg	120
Das Wildemänner-Geld	121
Der eiserne Mann	122

Der Stieglitz	128
Der Wundervogel	129
Die Springblume	130
Gutentag und Gutenabend	131
Der Magnetberg	134
Das Männlein auf dem Gefluter	138
Die Clausthaler Münze	140
Der weise Mann und der Handwerksbursche	143
Das Dreigroschenstück vom Bergmönch	145
Der Schatz im Stall	147
Der grüne Platz	150
Der junge Riese	152
Der blutige Mann und sein Sohn	157
Der Wassermann	162
Die grüne Jungfer	165
Der Wassermann	170
Der Schatz aus dem Bocksberg	174
Der Gottlose und der Fromme	177
Die Schlericke in der Schalk	181
Der Spiegel und das Schwert	182

Wildemann	188
Die Engelglöcklein	190
Die Christmesse in der Wildemänner Kirche	192
Der Schneider und der Teufel	193
Die Strafe	197
Die Stiefgeschwister	197

## Vorwort

Harzmärchen, steinalt und nagelneu, wie du willst, lieber Leser, gebe ich dir hier zu lesen. Steinalt sind sie, weil sie schon lange, lange Jahre da waren, nagelneu, weil sie noch kein Mensch aufgeschrieben hat und drucken ließ. Just so, wie sie sich die Alten untereinander auf dem Harz oder ihren Kleinen sonst erzählten. Jetzt ist es damit vorbei, denn die Alten sind tot und die Jungen haben sie vergessen. Und hätte ich damals meine Harzmärchen den Alten nicht abgehört oder gleich so aufgeschrieben, so wären die meisten davon schon längst vergessen. Die Jungen glauben an solche wunderbare Begebenheiten nicht mehr, denn sie sind zu aufgeklärt, hören es aber immer gern, wenn ein hübsches Märchen erzählt wird, so recht einfach und sinnig, lebendig und lehrreich, recht und schlecht, sodass der Dumme und Kluge, der Reiche und Arme, der Vornehme und Niedrige dabei steht, horcht und am Ende sagt: »Etwas ist doch daran.« Ist die Geschichte auch nicht wahr, so lässt sie sich doch gut anhören. Ist sie auch einfach, ja manchmal zu einfach, es steckt doch manch wertvolles Körnchen für Gelehrte und Ungelehrte darin. Zwar nicht so, dass man es gleich mit Händen greifen kann; o nein, die Lehre spielt erst mit einem ein wenig Verstecken. Und jeder, der sie haben will, muss sie erst suchen. Das Kind hat es aber gleich weg, wenn es auch nicht sofort eine lange Rede darüber hält. Es hört es, behält es und benutzt es, wie es ihm gut dünkt. Genug, dass es seine Lust am Märchen hat und für sein Leben gern Märchen erzählen hört. Deshalb sind aber die Kinder auch die unparteiischsten Kritiker darüber und können leicht gut von schlecht zu unterscheiden. Vor ihrem Richterstuhl haben meine Harzmärchen die Feuerprobe bestanden und sind

freundlich begrüßt. Dass ich dies Büchlein mehr zur Unterhaltung und Belehrung als zu wissenschaftlichen Forschungen bestimmte, wird jeder darin bemerken, der die Erzählungen bunt und wirr durcheinander aufgeführt findet, gleichsam wie den Strauß, welchen man auf blumiger Wiese und im duftenden Wald pflückt und ohne Ordnung zusammenbindet.

Schau dir das freundliche Märchensträußlein mit unparteiischem Sinn an. Gefällt es dir, lieber Harzbruder, dem die Heimat ans Herz gewachsen ist, und dir, guter Freund, der du fern unserem Gewirr wohnst, so ist er sein Zweck erreicht und meine Mühe belohnt; denn es nützt gewiss.

Den Herren vom Fach dann gebe ich die Versicherung, dass kein Märchenwerk bei Abfassung dieses Büchleins benutzt, kein Stoff dazu aus irgendeiner anderen derartigen Schrift genommen, sondern alles aus dem Mund des Volkes niedergeschrieben ist. Auch sage ich den Herren meinen herzlichsten Dank, welchen mir beim Sammeln dieser Märchen behilflich waren.

So fliegt denn hinaus, ihr Schmetterlinge lustiger, ernster und ungekünstelter Volksfantasie und lasst euch in die blumigen Jugendgärten Deutschlands nieder. Erzählt dort von unseren Harzsitten und Gebräuchen. Erzählt dort, wie es sonst hier zugeht und war. Erzählt dort, wie man sonst hier dachte, glaubte und handelte und wieder Aber- und Unglaube, boshafte Tat und gotteslästerliches Handeln hart bestraft, dagegen frommer Glaube, Tugendhaftigkeit und Rechtschaffenheit hoch geachtet und reich belohnt wurden. Geht hin und grüßt alle, zu denen ihre kommt, mit unserem schönen Gruß Glückauf!

Zellerfeld, den 20. November 1861  
August Ey

## Die Schildwache

Ein König hatte eine bildschöne Tochter, das war des Vaters höchstes Gut, und er liebte sie über alles in der Welt. Da kam einst ein mächtiger Zauberer, der von der großen Schönheit der Prinzessin gehört hatte, und wollte sie heiraten. Der König aber schlug dem Freier die Bitte ab, und so die Tochter auch. Deshalb wurde der Zauberer böse und verwünschte die Prinzessin. Er sprach: »Du sollst augenblicklich sterben und jede Nacht um 11 Uhr aus deinem Grab heraufsteigen und bis um 12 Uhr ein Bär sein. Du König aber sollst alle Nacht eine Wache an das Grab stellen. Tust du das nicht, so bist auch du ein Kind des Todes.«

Als er das gesagt hatte, stürzte das blühende Mädchen tot zur Erde, der Zauberer aber war verschwunden. Man machte alle möglichen Versuche, das Mädchen zu retten. Sie war aber tot und blieb tot. Weil nun alles nicht half, so wurde sie in der Kirche begraben und dem Vater brach darüber beinahe das Herz. Er erinnerte sich aber an den schrecklichen Befehl des Zauberers und ließ eine Wache an das Grab stellen. Am folgenden Morgen bekam der betrübt König die Nachricht, dass die Wache zerrissen und tot beim Grab gefunden worden wäre. Den zweiten Morgen kam die nämliche schreckliche Botschaft und so alle Tage. Das ging lange Zeit so und der König hatte fast keine Soldaten mehr, die Wache bei der verstorbenen Prinzessin stehen wollten. Deshalb musste endlich jedes Mal gelöst werden. Da traf einst das Los einen Soldaten, der ein junger hübscher Mensch und der einzige Sohn seiner Eltern war. Als er aber gezogen hatte, wurde er ganz traurig. Denn er dachte, dass es ihm nicht besser gehen würde wie seinen anderen Kameraden, die Wache beim Grab standen. In

seiner Verzweiflung ging er noch einmal hinaus ins Freie, er wusste aber nicht wohin. Da begegnete ihm ein altes Mütterchen, das fragte ihn, warum er so traurig sei. Er erzählte ihr sein Schicksal. Das Mütterchen aber sagte, er möge nur ruhig sein. Wenn er hinkomme, so solle er sich an das Grab stellen und ja nicht einschlafen. Und wenn es elf schlug, so würde ein Bär aus dem Grab kommen. Dann solle er anfangen zu laufen, treppauf, treppab, bis dreiviertel auf zwölf, dann aber geschwind in das leere Grab springen und sie ja nicht wieder herausgehen, sonst müsse er sterben. Der Soldat dankte den Mütterchen aufs Herzlichste und ging stärkten Mutes in sein Quartier zurück. Der verhängnisvolle Abend kam heran, und brachte den Unglücklichen unter vielen Trauerbezeugungen hin in die Kirche und schloss die Tür hinter ihm zu, damit er nicht entlaufe. Er stellte sich treu dem Befehl neben das Grab und erwartete mit klopfendem Herzen die Mitternachtsstunde. Als es elf schlug, tat sich das Grab auf und ein Bär kam heraus. Da fing der Soldat an zu laufen immer zu, und der Bär hinter ihm drein. Als nun der Mensch bald nicht mehr laufen konnte, war schlug es endlich dreiviertel auf zwölf und geschwinde sprang er in das offene Grab und liegt darin sitzen.

Da das der Bär sah, legte er sich aufs Bitten und sagte: »Schildwache, gehe aus meinem Grab!«

Der Soldat blieb aber steif und fest darin sitzen. Der Bär bat immer dringender und inbrünstiger, aber jener blieb im Grab sitzen. Dann schlug es zwölf Uhr und mit dem letzten Schlag tat der Bär einen Schrei, dass dem Soldaten Hören und Sehen verging. In dem Augenblick war der Bär wieder in die Prinzessin verwandelt, die stand vor dem Grab und war wieder lebendig. Da er das sah, stieg er aus der Gruft und war froh in seinem Herzen; denn er hatte die Königstochter erlöst. Am an-

deren Morgen kam der König und wollte sehen, was aus den Soldaten geworden wäre. Wie erstaunte jener aber, als dieser ihm ganz unversehrt mit der Prinzessin an der Hand entgegen kam. Da war große Freude und der König gab sie ihm zur Frau und beide lebten glücklich miteinander lange Jahre.

## Der Hund

Es waren einmal zwei Brüder, der eine, ein Advokat, war reich, geizig, verschmitzt und schlecht, er betrog die Leute, wo er nur konnte. Der andere, ein Schäfer, war arm, ehrlich und fromm. Der Arme ermahnte oft den Reichen und sagte: »Lass doch ab von deinem Lebenswandel und denke daran, dass du einmal sterben und Gott von allem Rechenschaft geben musst, was du getan hast.«

Der Reiche aber lachte und spottete darüber und sprach: »Ach geh' mit deinen Reden. Ich will mit deinem Gott schon fertig werden. Ich habe schon viele Prozesse geführt und bin immer gut durchgekommen. Diesen Prozess, der mir da noch bevorsteht, will ich auch wohl gewinnen«, und was des überklugen und stolzen Geschwätzes noch mehr war. Es kam aber die Zeit, dass der Reiche starb. Als er nun begraben war, saß der Schäfer des Abends einmal bei seiner Herde und dachte darüber nach, wie es seinem verstorbenen Bruder wohl gegangen sein möchte, ob er jetzt glücklich und selig oder verdammt wäre. In Gedanken vertieft, wurde er einen großen schwarzen Hund gewahr, der an der Grenze der Wiese herauf auf ihn zukam. Nach einigen Minuten stand das Tier kopfhängend und demütig vor dem Hirten und sah den Dasitzenden an.

Der Schäfer wunderte sich über das sonderbare Benehmen des Tieres und sprach, ohne eine Antwort zu erwarten: »Wo

kommst du denn her, was willst du?«

Der Hund aber antwortete: »Ach Bruder, hätt' ich dir doch gefolgt! Als ich vor Gottes Thron kam, war mein Urteil schon bestimmt, war der Fluch über mich schon ausgesprochen, und nun kann ich nicht eher selig werden, bis das Geld, um welches ich die Leute betrog, was ich unrecht erworben habe, wieder an seine rechtmäßigen Herren gekommen ist.«

Hierauf gab der Hund, der, beidäugig bemerkt, der verstorbene Advokat war, seinem Bruder die Namen derer an, welche er um das Geld betrogen hatte, und sagte ferner, dass der ganze Schatz in seinem Garten unter dem großen Kirschbaum verborgen läge, und bat den Hirten, das Geld an die rechtmäßigen Herren zurückzugeben. Der Schäfer erfüllte treu die Wünsche seines verstorbenen Bruders und verteilte das übrig gebliebene Geld, zu welchem sich keine Herren gefunden hatten, unter die Armen. Darauf hatte sich der Hund nicht wieder sehen lassen.

## Die Maus

Als der Dreizehnlachterstollen belegt wurde, setzte man im Bergamt den Bergmeister H. zum Führer der großen Arbeit ein. Das ist im vorigen Jahrhundert gewesen. Dieser Mann hat keine Frau, nur eine Haushälterin gehabt, die für sein Hauswesen mit Leib und Seele sorgte. Hatte der Herr sein Mittagessen verzehrt, so pflegte er in der Regel ein kleines Schläfchen zu machen.

Einst sprach er zu seiner Haushälterin: »Kathrine, wenn ich eine halbe Stunde geschlafen habe, so weck' mich. Aber ja keine Minute früher oder später, denn meine Ehre und mein Leben hängen davon ab.«

Die Haushälterin setzte sich also vor ihren schlafenden Herrn hin und passte auf ihn und die Sanduhr. Als er eine Viertelstunde geschlafen hatte, kam ihm auf einmal eine Maus aus dem Mund gekrochen, lief an ihm herunter und verschwand auf der Erde. Eine Minute vor der bestimmten Zeit des Aufwachens kam sie wieder zurück, kroch dem Bergmeister in den Mund und war verschwunden. Mit einem tiefen Schnarchen erwachte der Schläfer, dann kriegte er schnell sein Anfahrzeug her, zog das an und ging fort, um nachzufahren. Das war oft geschehen, und jedes Mal hatte er von der Maus Nachricht bekommen, ob die Leute falsch arbeiten oder ausgerissen waren oder ausreißen wollten, und kein einziges Mal war er vergebens angefahren, etliche hatte er immer auf ihren Schleichwegen abgefasst.

Ein gewisser Bergmann Schramm war mit mehreren Kameraden vor Ort, arbeiteten auf dem Durchschlag, und wollten sich den Freitag Nachmittag zu gut machen. Als sie dem obersten Fahrloch nahe kamen, sahen sie den Bergmeister oben daran stehen und kehrten wieder um. Das dreimal, und jedes Mal war er da. Nach Beendigung der Schicht fragten sie den Gaipelaufseher, wie lange denn der Bergmeister an diesem Nachmittag da geblieben sei. Der Gaipelaufseher hatte aber den Bergmeister nicht gesehen. Ebenso wurde die Haushälterin des Bergmeisters gefragt, wie lange ihr Herr den Freitag Nachmittag ausgewesen sei. Die aber antwortete, er sei nicht aus der Stube gekommen. Und doch hatten ihn die Gedingheuer alle am Fahrloch gesehen.

Bei der Abnahme des Gedings sagte der Bergmeister zu diesen Leuten: »Wenn sie denn wieder ausrissen oder ausreißen wollten, so würden sie nicht wieder aufs Geding kommen.«

## Die goldene Flöte

Es war einmal ein junger Holzhauer, der hieß Zacharias. Dieser ging eines Tages in den Wald an sein Geschäft. Als er nun einen dicken Baum anhieb, hörte er eine feine klagende Stimme, die recht bittend klang. Er hörte auf zu hauen und fragte: »Wo bist du denn?«

Die Stimme antwortete: »Hier im Baum bin ich. Haue nur da oben, wo der weiße Strich am Baum ist, ein Loch hinein.«

Er tat es und nach einigen Hieben hatte er eine Öffnung in dem Baum. Nun sah er, dass es ein hohler Baum war. Und bald darauf guckte ein wunderhübsches Mädchengesicht aus dem Loch und lachte ihn recht freundlich an.

Er fragte: »Wo bist du denn da hinein gekommen?«

Da erzählte ihm das Mädchen, es sei von einem Riesen hierher gebracht worden und müsse so lange da bleiben, bis der Baum umgehauen würde. Der Holzhauer machte nun die Öffnung so groß, dass das Mädchen herauskommen konnte. Als es persönlich vor ihm stand, hatte es ein kleines Fläschchen in der Hand und fragte, ob er nicht zu dem Riesen gehen und ihm die Flöte holen wolle, die er ihm gestohlen hätte, und ohne welche es nicht hier von der Stelle und sein Schloss beziehen könne. Es war ein reiches Edelfräulein. Der Riese aber wohne in einer großen Höhle hinter jenem großen Berg und habe die Flöte beständig bei sich, auch wenn er schlafe.

Augenblicklich war der Holzhauer dazu bereit und machte sich mit seiner Axt auf den Weg zu dem Riesen. Es dauerte nicht lange, so kam er zu einem großen Berg, in dem der Riese wohnte. Auch fand er bald die Höhle, vor welcher der Riese, in ein Bärenfell gekleidet, saß. Mit Angst im Herzen ging der Holzhauer dem Riefen näher und grüßte ihn freundlich. Doch

dieser fuhr ärgerlich auf ihn zu und fragte ihn, was er Zwerg hier wolle. Der aber sagte, et habe sich im Wald verlaufen, sei ein Holzhauer und bitte ihn, ob er wohl nicht diese Nacht bei ihm bleiben dürfe. Darauf wurde der Riese wieder ruhiger und sagte, er könne da bleiben, müsse aber das Holz klein machen, was vor der Höhle läge. Das tat denn auch der junge Mensch. Darauf wies ihm sein Wirt einen Winkel in der Höhle an, wo er schlafen sollte. Der Holzhauer legte sich nun hin und tat, als wäre er fest eingeschlafen. Er schlief aber nicht. Als nun der Riese eingeschlafen war, stand der Holzhauer leise auf, nahm seine Axt, schlich sich leise nach dem Ungeheuer hin und gab ihm einen solchen Schlag auf den Kopf, dass er das Aufstehen vergaß. Dann hackte er ihm den Kopf ab und nahm ihm die Flöte weg, die er auf der Brust unter dem Bärenfell stecken hatte. Danach machte er sich mit seiner Beute wieder auf den Weg zu dem Baum, wobei das Mädchen noch immer stand und das Fläschchen in der Hand hielt. Als es ihn sah, freute es sich und er musste ihr erzählen, wie er die Flöte gekriegt hätte. Da er nun auch sagte, er habe den Riefen erst tot geschlagen und so die Flöte von seiner Brust genommen, so war die Freude des Mädchens ganz unbeschreiblich. Es setzte das Fläschchen auf die Erde, nahm die Flöte und spielte ein wundersames Lied darauf. Mit dem Ende des letzten Tones tat das Fläschchen einen Knall, dass der Holzhauer bewußtlos zur Erde stürzte. Beim Erwachen lag Zacharias in einem schönen Garten und das hübsche Mädchen stand vor ihm und trocknete ihm den Schweiß ab, ließ ihn auf das Fläschchen riechen und dadurch wurde er wieder so gesund, wie er vorher gewesen war. Dann fasste sie ihn an der Hand und sprach mit einer seelenvoll freundlichen Miene: »Du hast alles erlöst, du wirst von jetzt an mein Gemahl und der Herr dieser Güter sein.«

Hierauf führte sie ihn in das schöne Schloss, das in dem Garten stand. Und so wohnte er mit der schönen Jungfrau darin. Nachher schafften sie sich Bedienstete, Wagen und Pferde an und hielten Hochzeit miteinander. So war aus dem armen Holzhauer Zacharias ein großer und reicher Mann geworden und ist es auch geblieben für sein Leben lang.

### **Die Königstochter ein Schmetterling**

In einem schönen Schloss hier am Harz wohnte eine Königin mit ihrer Stieftochter. Der König war tot und hatte das Mädchen seiner zweiten Frau auf die Seele gebunden, dass sie sich seiner annähme und es gut hielte. Wie aber der Vater tot war, da waren auch dem Mädchen seine guten Tage aus und doch war es so gut und so fromm, dabei wie Milch und Blut, ja so schön, wie es noch kein Mädchen auf der Welt gegeben hatte. Das rührte aber alles die böse Stiefmutter nicht, sie tat Tag für Tag dem guten Kinde mehr zuleid, ja es bekam auch sogar Schläge auf seinen Rücken und auf seine wunderlieblichen Wangen, dass ihm die Tränen davon fielen. Das hielt es alles ruhig aus, es widersprach nicht, es widerfetzte sich nicht, es blieb sanft und gut, aber sein Herz schwamm ständig in Tränen. Wer das sah, dies Elend, der mochte noch so hart sein, dem wurde das Herz weich. Ein jeder hätte gern dem unglücklichen Kind geholfen, sie konnten aber nicht; denn die Königin hatte das Regiment ganz allein, und wehe dem, wer etwas ihr darüber gesagt oder getan hätte. So musste denn das arme Kind sein Leid tragen. Jeden Mittag durfte es eine halbe Stunde spazieren gehen auf der Wiese, die beim Schloss war. Da weinte es sich denn recht dick und satt und oft war es, als wollte ihm sein gutes Herz brechen. Ach, wie manch heißes

Gebet tat es hier, wie oft sah es zum Himmel, wo sein guter Vater war. Wie klagte es da dem lieben Gott seine Not und bat zuletzt, er möchte es doch von der Welt und zu seinem Vater in den Himmel nehmen, damit es von seiner bösen Stiefmutter wegkäme.

So war denn manches Jahr darüber hingegangen. Es lebte aber immer noch und trug sein Unglück mit Geduld. Einen Trost hatte es, das war sein gutes Gewissen und eine Hilfe, sein Gebet, die hielten es, dass es nicht ganz verzweifelte, sondern Mut behielt.

Nach einem recht schönen Tag, wo es wieder tüchtig von der Stiefmutter ausgezankt und geschlagen war, ging es wieder auf die Wiese hinaus und betete recht inbrünstig zu Gott, er möge es doch aus dieser Jammerhöhle zu sich nehmen, er möge sich seiner doch endlich erbarmen.

Da hörte es auf einmal eine Stimme. Es war, als käme sie vom Himmel, die sagte: »Warte bis diesen Abend.«

Ruhig ging es nach Hause, tat seine Arbeit, schneller und viel besser noch als sonst. Dann ging es in sein Kämmerlein, betete erst noch einmal recht ordentlich und wollte sich dann auf sein Bett legen und dachte, danach stände es nicht wieder auf. Es kam aber anders. Als es mit Beten fertig war, tat sich die Tür auf.

Herein kam ein kleines graues Männlein und sprach: »Dein Gebet ist erhört worden, du sollst errettet werden. Du sollst der schönste Schmetterling werden, du sollst dich an Blumen-duft und Honigseim laben und niemand soll dich verfolgen und fangen dürfen, als deine böse Stiefmutter. Die aber soll in eine hässliche Nachtteule verwünscht werden und bestimmt sein, dich bei Tag zu verfolgen und von den anderen Vögeln gejagt und gepeinigt zu werden.«

In dem Augenblick war das liebliche Mädchen der wunderschöne Schmetterling, und das graue Männchen war verschwunden. Der Schmetterling flog durch das Fenster, das noch offen war, und suchte sich auf einem Baumblättchen eine Stelle zum Schlafen. Eben hatte er sich aber zurechtgesetzt, so hörte er einen Ton, der klang wie der einer Nachtule. Und richtig, die kam daher geflogen, konnte den Schmetterling aber nicht gewahr werden, weil er im Laub saß. Die Eule setzte sich auf einen anderen Baum und heulte und winselte die ganze Nacht.

Der Schmetterling hörte es und dachte, das ist deine böse Stiefmutter. Hätte sie dich nun besser behandelt, so wäre es so nicht gekommen.

Als es Morgen geworden war und die Sonne schien über Berg und Tal, da flog der Schmetterling auf und in den Blumengarten, von einer Blume zur anderen und freute sich seines Lebens. Denn die Blumen rochen so schön und sahen so schön aus, und hatten auch alle schönen Honigseim, dass sich der Schmetterling recht satt trinken konnte.

Es dauerte aber nicht lange, so kam die böse Nachtule und wollte den Schmetterling fangen. Doch der sah früh genug die Eule und flog weg und war unter den Blumen verschwunden. Als ihn die Eule noch suchte, kamen denn die Schwalben und die Bachstelzen und stachen und jagten die Eule von einem Fleck zum anderen, bis sie am Ende in ein tiefes Loch, das in der Mauer war, floh. Die Vögel schwirrten noch immer davor herum und ließen sie nicht heraus. Da konnte der Schmetterling wieder hübsch umherfliegen, und so ging es den ganzen Sommer.

Als es aber anfang, kalt zu werden, da kam einmal ein Prinz auf das Schloss und wollte von hier in den Harz auf die Jagd

gehen. Da flog der Schmetterling im Garten umher, und der Prinz war auch im Garten. Mit einmal kam die Eule angeschossen und fasste den Schmetterling und wollte ihn zerreißen. Da stürzte aber gleich der Prinz darauf los, der sich den Schmetterling schon längst gewünscht hatte, packte die Eule und drehte ihr den Hals um. In dem Augenblick aber, dass der Schmetterling von der Eule berührt war, war es wieder das liebliche hübsche Mädchen geworden. Der Prinz wunderte sich, reichte ihr die Hand, und sie wurde seine Frau. Danach erzählte sie ihm ihre Geschichte, und sie haben lange Jahre miteinander gelebt. Da hatte es die Prinzessin gut gehabt bis an ihr Ende.

### **Der Pochknabe und der Teufel**

Jeder Pochknabe kriegt von seinem Lohn 7 Pfennige. Damit kann er machen, was er will. Das ist so Mode. Sonst haben aber auch die Pochjungen in der Lösestunde gewürfelt und um Pfennige oder sonst um etwas gespielt, und am besten ist es am Freitag gegangen, wenn sie ihren Lohn bekommen haben und ihre 7 Pfennige. Einst hat nun ein Pocher seine 7 Pfennige verspielt. Er hat sie aber wiedergewinnen wollen, und packt seinen Lohn an, den er mit nach Haus bringen muss. Als er nichts mehr hat, muss er doch aufhören.

Nun sieht er erst ein, was er gemacht hat und wie es ihm geht, wenn er mit leerer Hand nach Haus kommt, und bringt keinen Lohn mit. Denn sein Vater und seine Mutter sind brav schlimm gewesen und haben gleich erbärmlich auf ihn losgeprügelt mit dem Heftstrick, wenn er etwas angestellt hat. Als der Pochjunge des Abends Schicht hat und nach Haus geht, ist er der Allerletzte. Er fürchtet sich vor der Strafe, deshalb geht

er ganz langsam und weint immer fort vor sich hin. Auf einmal kommt ihm ein fremder Herr entgegen, der hat einen schönen feurigen Rock an, einen etwas dicken Fuß und dann eine hohe Mütze auf, der fragt ihn, was ihm fehle. Der Junge sagt es ihm. Darauf spricht der Mann recht freundlich, ob er (der Junge) morgen früh, wenn das Beten anging, aus dem Pochwerk kommen wolle und ihm dann gehören, so solle er nun sein Geld wieder haben, und noch viel mehr, als er gehabt hätte. Der Junge ist froh, dass er sein Geld wieder haben soll, hat gar nichts Arges daraus und spricht: »Ja.«

Darauf gibt ihm der Mann so viel Geld, dass dem Jungen sein Brotbeutel voll wird, und ist verschwunden. Nun ist der Pochjunge froh und geht nach Hause. Kaum tritt er in die Stube, so schüttet er voll Freude das ganze Geld auf den Tisch.

Die Alten wundern sich und fragen gleich: »Junge, wo hast du das viele Geld her?«

Da sagte es der Junge ganz ohne Argwohn.

»Das behalten wir nicht«, spricht der Vater, »das ist Teufels-geld. Das hat dir der Teufel gegeben, der ist es gewesen, der hat dich verführt, und will dich morgen holen. Das soll ihm aber nicht gelingen. Du packst gleich das Geld zusammen, wir müssen zum Superintendenten, der weiß gewiss Rat dagegen.«

Der Junge packt den Kram zusammen, wäscht sich und muss gleich in seinem Anfahrzeug mit zum Superintendenten. Alles wird erzählt. Darauf sagt der Prediger, er wolle morgen früh mit dem Pochknaben anfahren. Morgen früh solle aber der Junge, ehe er anführe, eine Nadel nehmen, sich in die Hand stechen, dass Blutstropfen herauskämen, und die Blutstropfen solle er in den Brotbeutel laufen lassen und den Beutel wieder mitnehmen. Dann soll der Teufel seinen Willen nicht haben.

»Wir wollen ihm bei dieser Gelegenheit den Brei recht versalzen. Das Geld könne aber der Vater behalten.«

»Nein«, sagt der Vater, »den verfluchten Kram behalte ich keine Stunde im Haus, das macht uns unglücklich. Lieber ist es mir, wenn es die Armen kriegen, die wissen doch nicht, woher es ist und tut denen gut.«

Damit ist auch der Superintendent zufrieden und behält es.

Wie es vier läutet am anderen Morgen, da sappt der Superintendent mit dem Pochknaben zum Zellerfeld hinaus, hinunter ins Tal zum Nonnenklosterpochwerk, das ist es gewesen, wo der Pocher gearbeitet hat. Alle wundern sich, dass der Mann mit zum Pochwerk kommt. Allein man denkt, er will einmal das Beten mit anhören, und damit ist es gut. Das Beten geht an, der Superintendent hat den Brotbeutel mit den Blutstropfen in der Rocktasche. Alle sind andächtig, bis dass das Vaterunser gebetet wird. Der letzte Vers wird noch gesungen, da klopft wer draußen ans Fenster. Der Superintendent macht das Fenster auf und reicht den Brotbeutel mit den drei Blutstropfen hinaus. Da entsteht ein gefährlicher Prellerts und ein eklig-ger Schwefelgeruch kommt zum Fenster hinein. Alle erschrecken sich und wissen nicht, was das ist. Der Superintendent weiß es aber und der Pochjunge auch. Als es Tag wird, da liegt der Brotbeutel in Fetzen zerrissen vor dem Pochwerk. Von der Zeit an ist dem Pochknaben so etwas nicht wieder passiert. Das Geld haben aber denselben Tag noch viele Arme bekommen und sich recht gefreut. Der Pochknabe ist aber um seinen Lohn herum gewesen.

## Der Totentanz

In Clausthal trägt ein Schusterjunge eine Suppe weg, der Meisterin Schwester hat in Wochen gelegen und der soll er die Wochensuppe hinbringen. Er geht über den Gottesacker, es ist ein hübscher Abend gewesen. Aber der Mond hat nicht geschienen. Als er zu der Gottesackerkirche kommt, so sieht er vom Weg links ab vor der hinteren Kirchentür, die auf dieser Seite gewesen ist, vier miteinander tanzen. Sie haben Sterbekittel an und er weiß, dass sie alle vier schon vor zwei oder drei Jahren gestorben sind. Zwei Männer und zwei Frauen. *I, denkt er, was ist denn das? Träumst du denn oder bildest du dir das ein? Du sollst einmal ordentlich zusehen.* Er geht also vom Weg ab und hin und will sich überzeugen. Als er noch ein paar Schritte davon entfernt ist, da lassen die Tänzer los. Eines der Mannsbilder springt auf ihn zu und gibt ihm eine solche Ohrfeige, dass dem Jungen der Kopf halb auf der Seite sitzt.

Natürlich lässt er vor Schreck den Teller mitsamt dem Suppennapf fallen, geht nach Hause und weint. Als er nach Hause kommt, erzählt und sagt, er habe den Napf mit der Suppe fallen lassen, da will ihn seine Meisterin noch dazu schlagen.

Sie hat es aber nicht nötig, denn der Junge fällt um und ist tot. Das kommt vom Vorwitz.

## Der beste Schuss

Es war einmal ein Bergmann, der schoss gern und konnte auch gut schießen. Nun war Freischießen in Goslar und da wollte er auch einmal sein Heil versuchen, ob er den reichen Goslar-schen einige Taler dabei abnehmen könne. Vorzüglich lag ihm daran, den besten Schuss zu tun und dann die Ehre davon zu

haben, denn den besten Gewinn konnte er nach den Schützenregeln als Fremder nicht bekommen. Er nahm also sein Gewehr vom Nagel, hatte es vorher hübsch geputzt und rein gemacht, dass es nur so blitzt und blinkert und damit fort.

Als er auf die hohle Kehle kam, damals war der Weg noch schrecklich schlecht gewesen, so saß da ein alter, schwacher Mann und schwitzte und ruhte sich aus. Dabei war er ganz zerlumpt, und die bloße Haut guckte hier und da durch sein dünnes Zeug. Die greisen Haare hingen unter seinem alten Hut vor, und die Hand und das Gesicht waren ganz abgezehrt.

»Ach«, sagte dieser Alte, »lieber Mann, gebt mir doch, um Gotteswillen, ein Almosen.«

Der Bergmann hatte ein gutes Herz, er griff in die Tasche und gab ihm die Hälfte von seinem ganzen Geld, wofür er zwei Sätze schießen wollte. Der arme Mann schien vor Freude stumm zu werden und dankte recht herzlich für das große Geschenk, dabei sagte er: »Ihr seid ein Schütze und wollt hinunter nach Goslar zum Schützenhof und mit schießen. Ich weiß es. Hier nehmt dies Gläschen und wenn ihr schießen wollt, so gießt daraus 3 Tropfen auf das Visier.«

Dann ging er fort und der Bergmann nach Goslar. Als er nach Goslar kam und eben schießen wollte, holte er erst sein Gläschen hervor und goss e Tropfen aufs Visier, legten dann an. O Wunder, er hatte nun die weite Scheibe ganz dicht vor sich, sodass er nur auf den Nagel zu halten brauchte. Als es knallte, tanzte der Scheibenweiser und wollte gar nicht fertig werden. Der Bergmann hatte mitten auf den Nagel getroffen und den besten Schuss. So ging es mit jedem Schuss und er nahm ein ungeheures Geld mit nach Hause und hatte auch die Ehre, den besten Schuss getan zu haben. So hatte er mehr auf

den einen Satz, als er sonst auf zwei gehabt hätte. Darnach nahm er sein Gewehr auf die Schulter und ging mit vollen Taschen wieder nach dem Harz.

Als er auf die Stelle kam, wo der Alte gesessen hatte, da saß er wieder und fragte: »Na, wie ist es gegangen?«

»Recht gut«, sagte der Bergmann.

»Jetzt müsst ihr mir aber mein Fläschchen wiedergeben.«

»Jawohl«, sagte der Bergmann, holte es aus der Tasche und reichte es gleich dem Alten hin. Auch bedankte er sich dabei und sagte, so etwas hätte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen und erlebt. Das wäre ein köstliches Wasser. Wenn er das immer hätte, so sollte es nicht lange dauern und er wollte sich bald so viel zusammen schießen, dass er der reichste Mann würde.

Darauf sagte der Alte: »Weil du das Glas gleich so gutwillig mir wiedergeben willst, da du doch weißt, was es für einen großen Wert für dich hat, so sollst du es ganz behalten. Damit du aber weißt, wozu es noch gut ist, so habe ich dir noch nicht alles gezeigt und gesagt, was man damit erzielen kann. Sieh!« Hier nahm er einen breiten Schieferstein auf, goss drei Tropfen aus dem Glas darauf und in dem Augenblick war der Stein in ein eben so großes Stück Silber verwandelt, das er dem Bergmann hinreichte.

»So kann man es auch gebrauchen. Das nimm zur Belohnung für deine Mildtätigkeit und gebrauche es ordentlich, aber missbrauche es nicht, sonst ist es dir unter den Händen weg.«

Der Bergmann drückte dem Alten die Hand und in dem Augenblick war dieser verschwunden. Ganz übergücklich ging der Bergmann nach Hause, brauchte das Glas nach der Vorschrift und ist so nach und nach zum reichen Mann und zum berühmtesten Schützen auf dem ganzen Harz geworden.

## Der dem Teufel vermachte Junge

Da unten im Prachtgässchen in Clausthal wohnte vor langen Jahren eine Frau, die hatte ihren Jungen dem Teufel vermacht, damit er ihr dafür recht viel bringen sollte. Wie die Zeit nun bald herum war, dass der Teufel nach ihrer Meinung den Jungen holen musste, da machte sie sich fort ins Land und ließ ihr Kind zu Hause. Des Abends in der Dämmerung saß der Junge hinterm Tisch auf der Bank, und seine Wirtin und ihre Schwester saßen und spannen Hede. Alles war still, die Räder schnurrten bloß und draußen sauste der Wind. Es war ein recht graulicher Abend. Da hörten sie mit einem Mal ein Gepolter und ein Spektakel im Schornstein herunter und hinein in den Ofen, dass den Frauen Hören und Sehen verging. Zur Tür konnten sie nicht hinaus, die war zu. Hinaus wollten und mussten sie. Sie sprangen also zum Fenster hinaus und sagten: »Junge, komm mit.«

»Ach«, schrie der, »ich kann nicht, ich kann ja nicht vom Platz. Es ist, als wäre ich fest gebannt.«

Sie ließen ihn also sitzen und machten, so schnell sie konnten, um in die Nachbarschaft zu laufen und Hilfe zu holen. Als sie wieder mit Hilfe kamen, da war der Junge vom Platz weg. Die Wände waren mit Blut bespritzt und es war eine wahre Wüstenei in der Stube. Alles übereinander geworfen, Tische und Bänke umgestürzt und mitten in der Stube lag der Junge mit zermalmt Armen und Beinen und war tot.

## Die Geizige

Eine Frau aus Zellerfeld besuchte einmal ihre Schwester in Lautenthal. Als sie hinkam, hörte sie, dass tags zuvor aus dem Haus eine Frau begraben worden war, die aber allgemein der Geizhals hieß. Die Lautenthäler hatte keine Kammer weiter gehabt, ihre Schwester musste also in der Stube auf dem Kanapee schlafen. Es wurde nun Bettzeug heruntergeholt und ein Bett zurechtgemacht.

»Ja«, sprach die Zellerfelder, »die Geizige ist doch hier auf dem Kanapee nicht gestorben?«

»Nein«, sagte die andere. Wo ließ ich dich denn sonst da schlafen?«

In gutem Glauben legte sich also jene auf das Bett, das zurechtgemacht war. Die anderen ging die Treppe hinauf. Die Zellerfelder konnte aber nicht einschlafen. Es schlug zehn, es schlug elf, und sie schmiss sich von einer Seite auf die andere. Wie es gerade ein Viertel auf zwölf schlug, dachte sie: *Na, das ist die Geisterstunde, wenn nur die Geizige wegbleibt.* Aber kaum hatte sie es gedacht, da ging die Tür auf und herein kam eine weiße Gestalt. Der Mond war halb gewesen und hatte in die Stube geschienen, dass man recht gut so etwas sah. Auch waren die Läden nicht zu gewesen. Die Gestalt kam auf die Frau zu, die da lag, schob den Tisch weg und fasste den Mantel (es war der ihre gewesen), mit dem die Zellerfelder zugedeckt war und riss ihn der weg. Sie hatte auch im Tod noch nicht leiden können, dass ihre Sachen gebraucht wurden, warf ihn in die Stube, kramte auch noch vor der Schublade herum und das alles mit schrecklichem Lärm und Spektakel, sodass der Zellerfelder der Angstschweiß ausbrach. Endlich schlug es zwölf und mit dem letzten Schlag war alles weg und still. Bis

dahin hatte die Zellerfelder nicht sprechen und rufen können. Sie hatte es versucht, es war aber nicht gegangen. Nun konnte sie aber rufen und schrie ihre Schwester wach. Diese kam herunter und fand, wie sie hereinkam, den Mantel mitten in der Stube und auch das Zeug der Toten, das in der Schublade gelegen hatte, auf der Erde herumliegen, sonst aber nichts weiter verändert. Von da an hatte sich die Geizige nicht wieder sehen und hören lassen.

### Die feurige Kröte

Es kam einmal ein Schneider nach Andreasberg, aber nicht ganz hin. Nein, bis auf den Frau Hollenplatz und da blieb er. Der Abend war so hübsch, zwar nicht finster, aber auch nicht hell, just wie eine hübsche Sommernacht auf dem Harz. Er dachte: *Du sollst dich hier hinlegen, sparst du doch das Schlafgeld und wilde Tiere gibt es hier ja wohl nicht.* Moos war bald so viel zusammengerupft, das Bett gemacht, er drauf und in ein paar Minuten hatte er mit der Welt nichts mehr zu schaffen. Fest schlief er, wie ein Ratz. Da war es mit einem Mal, als risse ihm jemand die Augen auf. Der Berg war ganz rot, wie der Himmel, wenn die Sonne untergehen will. Und doch sah er keine Flamme, nichts, wovon er so rot geworden war. Als er darüber verwundernd aufsah, bemerkte er, dass das Rote unten vom Berg kam und immer höher stieg, sodass eine gefährlich große Kröte den Berg herauf kroch und davon die rote Farbe des Berges herrührte. Er wollte auf, konnte aber nicht. Es war, als wäre er festgebunden an der Stelle.

Das Untier kam langsam immer näher und näher auf ihn zu. Natürlich bekam unser Schneider denn doch nicht gerade geringe Angst. Ein Schneider war ohnehin nicht beherzt. Was

wollte er aber machen, er konnte nicht weg. Der Angstschweiß trat ihm auf den Leib, denn das Tier glühte über und über und sperrte den Rachen weit auf. Den heißen Atem konnte man sogar sehen, und die Augen glotzten ihn an. *Na, dachte er, die will dir zu Leibe, die macht dich kalt.* Noch zwanzig Schritt ungefähr war sie von ihm, da schlägt es zwölf Uhr auf dem Turm des Glockenbergs. Als es den letzten Schlag tat, da war alles verschwunden auf einmal, und der Berg schwarz und finster. Die Sterne guckten hier und da aus den Wolken und jenseits, dort wo Morgen liegt, ging der Mond auf. Der Schneider konnte auch aufstehen und machte sich gleich nach Andreasberg hinein. Da begegnete ihm der Wächter, der blies zwölf. Der Schneider bat ihn, er möchte ihm doch ein Nachtlager verschaffen. Der brachte ihn hin zu seinem Nachtwächterquartier, und da blieb der Schneider bis des Morgens. Sagte aber da kein Wort, was ihm passiert war. Des anderen Morgens, so gegen zehn ging er zum Pastor und erzählte ihm den Vorfall auf dem Frau Hollenplatz. Der Pastor aber sagte, er wolle diesen Abend mit hin, dann würden sie sehen, was sich tun ließe. Der Schneider solle nur nicht bange sein. Die Kröte wäre gewiss verwünscht, und er der Schneider müsse sie erlösen. Dazu gehöre aber Herzhaftigkeit, auch dürfe er nicht sprechen, sonst wäre alles verloren.

Ja, sagte der Schneider, er wolle alle seinen Mut zusammennehmen. Es wäre die Kröte aber ein scheußliches Ungetüm.

Wenn es das auch wäre, sagte der Pastor, so müsse er es doch küssen.

Des Abends halb elf gingen sie miteinander zu der Stelle, setzten sich nebeneinander auf die Erde.

Der Pastor sagte nochmals zum Schneider: »Wenn ich nun in diesem Buche lese, so bist du ganz still, lässt kommen, was

kommt, wenn dich die Kröte auch halb tot macht. Du sollst sehen, es ist dein und mein Glück, auch der Kröte ihres, dann sind wir alle reich. Dahinter steckt sicher etwas.«

Der Schneider versprach auch, dem Rat zu befolgen. So warteten sie, bis es elf schlug. Mit dem Schlag elf wurde der Berg nach und nach hell und heller und diesmal noch viel heller als das vorige Mal. Sie sahen schon die Kröte, wie sie am Berg langsam herauf kroch. Diesmal war sie auch viel feuriger und abscheulicher, kam auch schneller heran. Der Pastor las, was er konnte und versuchte den Schneider zu stärken, sah ihn öfter tröstend an und winkte ihm, dass er ja Mut behielte. Endlich kam sie so nahe, dass sie dem Schneider auf die Beine mit ihren glühenden Pfoten trat. Er fühlte den heißen, giftigen Hauch aus ihrem Feuerrachen. Sie stieg höher an ihn herauf. Ihm schlug das Herz.

Der Pastor las und sah ihn scharf an, als wollte er sagen: »Du, halt aus, zieh nicht weg.« Am Ende kam sie ihm fast an den Mund, ihr Hauch roch nach Schwefel, es dämpfte ihm bald den Atem ab. Da wollte sie ihn küssen. Aber nun konnte er es nicht mehr aushalten. Voll Abscheu wandte er das Gesicht weg und da schlug es zwölf. So wie es den ersten Schlag tat, da war alles verschwunden.

Der Pastor sagte voll Verdruss und Ärger: »Nein, so ein Narr, solch eine Memme, wie der Schneider wäre, gäbe es nicht weiter. Nur noch einen Augenblick hätte er aushalten sollen, so wäre alles geschehen.«

Der Schneider sagte aber, wenn er sich nicht abgewandt hätte, so hätte er ersticken müssen. Es war nun vergebens gewesen, sie gingen also miteinander nach Hause und am folgenden Abend um dieselbe Zeit nochmals hin.

Alles kam wieder so. Der Berg wurde aber diesmal so hell,

dass es wie Tag gewesen war, und die Kröte brannte über und über. Der Schneider nahm sich vor, er will es diesmal besser machen. Hielt auch aus bis dahin, dass ihn die Kröte fast mit ihrem Rachen berührte. Da verließ ihn aber der Mut und er wandte das Gesicht wieder ab, und in dem Augenblick schlug es wieder zwölf und alles war verschwunden. Nun hörte man in der Ferne ein Heulen und Schreien, als wenn ein Mädchen heftig weint.

Da sagte der Pastor: »Jetzt ist alles vorbei und unsere Angst und Mühe war vergeblich, und das Geschöpf muss verwünscht bleiben.«

Von der Zeit an hatte man nichts wieder davon gesehen und der Berg war nie wieder rot geworden, außer am Abend, wenn die Sonne recht rot unterging, dann hatte auch wohl noch einmal der Berg etwas rot ausgesehen.

Der Schneider war weitergegangen, hatte aber den Vorfall in Andreasberg seinem Wirt erzählt, bei dem er die Tage hindurch gewesen war, und der hatte es wieder erzählt.

### **Das Bleigießen am Andreastag**

Am Andreasabend, das heißt, am Abend vor Andreastag, wird hier Blei gegossen, das ist eine bekannte Geschichte. Es versammelt sich das junge Mädchen- und Mannsvolk bei diesem und jenem, essen Honigkuchenkaltschale, tanzen, singen, spielen, werfen den Schuh, schütteln den Erbzaum, führen sich dabei an und verkürzen sich den Abend, bis die elf herankommt. Zuletzt wird Blei gegossen. Dabei ist Regel, niemand darf sprechen, sonst gilt es nicht, und der Guss gelingt nicht. Ist aber jeder still, so erfährt es aus der Gestalt, die das Blei beim Guss angenommen hat, ob das Mädchen einen Berg- oder

Forstmann oder was es für einen Mann kriegt. Und umgekehrt, wessen Tochter der Junggeselle einmal heiratet. Es soll schon oft eingetroffen sein und deshalb glaubt man es und gießt Blei. Also am Andreasabend sind einmal eine ganze Menge Mädchen allein in der Küche und wollen Blei gießen. Das eine hat schon gegossen und hat hübsche Tannenbäume gekriegt. Sie heiratet also einmal einen Förster. Die Zweite setzt eben das Blei in den Löffel, da fällt ein Menschenbein im Schornstein herunter und bleibt stehen, dann noch eins und bleibt dabei stehen. Nun kriegen sie es alle mit der Angst und wollen ausreißen, aber die Tür und die Fenster sind fest zu und sie können nicht weg. Danach fällt ein Rumpf im Schornstein herunter und auf die Beine und bleibt sitzen. Danach kommt ein Kopf und fällt auf den Rumpf und bleibt darauf sitzen. Dann fallen auch noch ein paar tüchtige Arme im Schornstein herunter und bleiben an dem Rumpf sitzen und so steht da ein langer, hämischer Kerl. Zuletzt kommt auch noch ein tüchtiger Prügel zum Schornstein herein und fällt dem Kerl in die Hand. Und nun hätte man sehen sollen, wie erbärmlich der Kerl mit dem Knüppel auf die armen Mädchen losschlug, ja es war zum Gotterbarmen. Als sie nun alle windelweich geschlagen waren und halb tot auf der Erde lagen und schrecklich winselten und jammerten, da flog mit einem Mal der Knüppel, dann die Arme, dann der Kopf, der Rumpf und zuletzt die Beine wieder zum Schornstein hinaus. Die Leute kamen aus dem Haus alle in die Küche, fanden die Mädchen im Blut liegen, ließen sich die Geschichte von einem Mädchen erzählen, das am wenigsten geschlagen war und mit dem Bleigießen war es für diesmal verpfuscht. Zwei von den Mädchen sind am folgenden Morgen gestorben. Daran hatte aber eine in der Nähe wohnende Hexe schuld. Die Mädchen hatten ihre

Tochter nicht mit beim Bleigießen haben wollen. Das hatte sie ihnen zum Possen getan.

### **Der geheimnisvolle Gedingarbeiter**

Lange Jahre haben ein paar Kameraden auf einem Geding gearbeitet und sich dabei nicht zu Tode gequält. Besonders der eine, welcher immer später angefahren ist als der andere, der es nicht besser hat haben wollen. Ist er hineingekommen, so hat sein Kamerad jedes Mal schon so viel herausgehobt, dass große Felsmassen dagelegen haben, und mit Entzweischlagen und Aufräumen der Erze ist die Schicht zu Ende gebracht worden. Bisweilen hat dann dieser den Ersten wohl gefragt, wie er nur das so leicht heraus bringen könnte. Dann hat er aber zur Antwort gekriegt, das ginge ihm nichts an. Er solle die guten Tage genießen und ihn deshalb nicht fragen, auch ihm nicht neugierig nachgehen oder belauschen. Täte er das, so wäre es aus mit ihnen, und er müsse dann wieder den Bohrer gerben, und was außerdem noch geschähe, würde sich finden. So geht denn eine Woche, ein Quartal und ein Jahr nach dem anderen hin, ohne dass der später anfahrnde Gedingarbeiter neugierig über des Anderen Tun wieder nachgedacht, vielweniger denselben beobachtet oder belauscht hätte. Da aber ist es eines Morgens, dass er einen unwiderstehlichen Drang fühlt, aufstehen und anfahren zu müssen, ehe die gesetzte Zeit da ist. Er denkt gar nicht an das Verbot des Kameraden, zieht sich an und fort geht es zu der Grube hin. Das Licht wird angesteckt und mit einer Hast, als würde er an Haaren fortgezogen, eilt er in den Schacht hinab und auf der Strecke fort, die zu seinem Geding führt. Dreißig Schritte von diesem entfernt bleibt ihm aber vor Schreck der Atem stehen, denn er sieht einen wütend

großen Ochsen vor seinem Geding mit den gewaltigen Hörnern immer ins Gestein hineinrennen und große Felsstücke herauswühlen. Endlich steht das Tier einen Augenblick still und neue Verwunderung: Der Ochse verwandelt sich in einen Menschen und ist wieder der andere Kamerad. Jetzt kann sich der Beobachter nicht mehr halten, er geht hin und spricht zu seinem Kameraden: »Jetzt habe ich gesehen, wie du das harte Gestein herauskriegst. Das ist kein Wunder, wer solche Kräfte und Zaubergewalt besitzt, der kann sich schon helfen.«

Doch der Zauberer antwortet: »Wärst du nicht durch eine geheime Macht hierhergekommen, so würde ich dich schlimm behandeln müssen, doch da du unschuldig daran bist, so wird dein Vergehen nur dadurch bestraft, dass du von jetzt an deine Arbeit allein und dein Geding mit großer Anstrengung herausmachen musst. Es gehe dir wohl!«

Damit ist er verschwunden und niemand hat gewusst, wo er geblieben ist. Von der Zeit an hat aber der Gedingarbeiter seine Löcher bohren und sich sauer quälen müssen. Da hat er denn oft gesagt: »Hätt' ich doch meinen Kameraden noch, ich würde ihm nie nachgehen, ihn nie belauschen, mein Lebtage nicht. Ja, es sollten mich keine zehn Pferde dahin bringen.

### **Der Grasmäher ein Hund**

Vor langen Jahren mähten ein paar Bergleute Gras miteinander. Oft hatte der eine des anderen Appetit bewundert und gesagt: »Wo du das viele Essen lässt, kann ich nicht begreifen.«

Wie nun Vesperzeit war, legten sie ihre Sensen hin, und der Vielfraß sagte zum anderen: »Bleib hier, ich will einmal ins Holz.«

Sie waren nicht weit vom Schindanger. Er ging. Der andere

ahnte nichts Gutes und schlich sich deshalb unbemerkt dahinter her. Bald darauf sah er zu seiner Verwunderung, dass der Erste bei einem ausgeschleppten und abgedeckten Pferd stand, einen Riemen aus der Tasche zog, diesen umband und gleich darauf in einen großen schwarzen Hund verwandelt wurde. Begierig stürzte sich dieses Geschöpf auf das Aas, fing heißhungrig an zu fressen, bis die halbe Pferdekeule verzehrt war. Dann tat er, als wenn er sich einige Haare aus der Seite rupfte und war in dem Augenblick der frühere Mensch wieder. Als dann kam er langsam zurück und begegnete nun seinem Kameraden, der noch stumm und starr da stand.

Der aber sagte: Jetzt habe ich gesehen, woher es kommt, dass du so viel beschlagen kannst. Du hast einen Hundemagen. Ich habe alles gesehen, was du gemacht hast und ...«

Indem er noch weiter sprechen wollte, war sein Kamerad verschwunden und niemand hat je wieder davon etwas gesehen und gehört.

## **Der Zwerge Krieg**

Ein Bergmann war nach Lautenthal unterwegs gewesen. Als er an die Berge kam, da wo die Lautenthäler Teiche liegen, hörte er einen Tumult, ein Schreien und Wehklagen, ein Rufen und Toben, als wenn kleine Jungen was vorhaben miteinander. Er ging näher und sah, dass der Teich weg und eine große Wiese da war, auf der zwei Heere Zwerge Krieg führten. Große Scharen kämpften miteinander mit Säbeln und Dolchen, andere Scharen rückten im Sturmschritt aufeinander los und hauten mit ihren kleinen Schwertern wütend aufeinander ein, dass haufenweise die Toten und Verwundeten umherlagen und jammerten und klagten. Es war ein Ringen und Fechten, dass

es bei Großen nicht gut schlimmer sein konnte. Dabei ein Trompeten und Trommeln, als wie es die kleinen Jungen wohl machen auf ihren kleinen Trompeten und Trommeln, und das ging alles wild durcheinander. Schießen konnten sie aber nicht, denn das Pulver und die Gewehre waren noch nicht erfunden. Dafür stachen und hauten sie sich aber ohne alle Gnade nieder. Keiner gab und nahm Pardon. Als der Bergmann so zusah und sich über den Mut der Kleinen wunderte, kamen zwei Zwerge auf einem freien Platz zusammen, die hatten schöne Röcke an und starrten von Gold und Silber. Auch hatten sie kleine Kronen auf dem Kopf und kleine funkelnde Sterne auf der Brust. Der eine war ein bisschen größer als der andere und auch stärker. Deswegen warf er bald den Kleinen auf den Boden. Da aber sprang der Bergmann zu und gab dem Größeren mit seinem zackigen Stock eins über den Kopf, dass der auch zu Boden stürzte und bald, nachdem er noch ein Weilchen gezappelt hatte, starb. Nun kamen die anderen Zwerge, die dazugehörten, und wollten dem Bergmann zu Leibe, weil er ihren König totgeschlagen hatte. Der Bergmann mähte aber dermaßen dazwischen, dass es eins, zwei, drei ging. Da waren sie in den Wald gejagt. Nur das eine Heer stand da noch, dessen König von dem Bergmann errettet war. Da kamen sie alle um ihn herum und küssten ihm Hände und Füße, ja sie wussten gar nicht, wie sie ihm dankbar genug sein sollten. Der kleine König aber trat vor und befahl, die anderen sollten einmal zurücktreten. Er wolle seinem Retter danken und etwas sagen. Ehrfurchtsvoll trat alles zurück, und der kleine König kam und dankte mit hübsch gesetzten Worten. Ja, sagte er, hier könne er nicht genug danken, er möchte doch so gut sein und mitgehen zu seinem Palast, dann wolle er ihn erst königlich belohnen. Der Bergmann ging mit, und sie ka-

men miteinander vor eine Höhle, da ging's hinein; dann in einem langen Gang fort und zuletzt in einen schönen Saal hinein. In dem Saal standen lange Tafeln, darauf standen Teller, Leuchter und Schüsseln von purem, reinen blanken Silber. Die Wände glänzten von Spiegeln und Edelsteinen, und es war eine Helligkeit und eine Pracht, wie es nur in einem Königsaal sein kann. Da kamen denn auch die vornehmen Herren, die zu dem Zwergkönig gehörten, alle mit Gold- und Silbertressen an den Rücken, und der Bergmann hatte feine Sonntagshose und -kittel an, und seinen Schachthut auf, wie man es damals trug. Aber trotzdem musste er sich oben an setzen neben den König, und einer rühmte den Bergmann noch mehr als der andere, der König aber am meisten. Es wurde gegessen und getrunken, und der Bergmann sprach dem Braten und dem Wein tüchtig zu, sodass zehn königliche Diener für den allein immer auftragen mussten. Es fehlte aber an nichts, man wurde auch fröhlich und guter Laune. Das gefiel dem Bergmann erst recht und er sagte, das wäre wie auf einer Hochzeit. Auch ließen die Zwerge ihn hochleben und er den König und sein ganzes Volk. Kurz, sie wurden alle fröhlich und vergnügt. Am Ende stand man vom Tisch auf, und er wollte nun nach Hause.

»Noch nicht«, sagte der König, »erst muss ich dir was zeigen, auch muss ich dich erst belohnen. Komm mal her.«

Er ging mit ihm in seine Silberkammer. Da hätte denn einer den Reichtum sehen sollen! Nein, so viel Gold und Silber kann kaum auf der ganzen Welt sein.

»Nun«, sagte der König, »nimm was und wie viel du magst, und wenn du alles mitnimmst. Je mehr du nimmst, desto mehr freue ich mich.«

Der Bergmann ließ sich nicht zweimal nötigen. Er steckte

sich seine Taschen so voll, dass sie bald abrissen. Da gaben ihm die Zwerge auch noch die Krone und das Zepter von dem König, der besiegt und tot war. Als nun der Bergmann Abschied nahm, da weinte das ganze kleine Völkchen. Unter Tränen baten sie ihn, er möchte doch bald einmal wieder kommen. Es wurde ihm ordentlich wehmütig zu Sinn, als er die kleinen, guten Leute verlassen sollte, noch saurer wurde es ihm aber, den Lautenthäler Berg mit der Last hinaufzusteigen. Froh und vergnügt kam er nach Hause, machte das Silber zu Geld und verkaufte die Krone und das Zepter an den Herzog von Braunschweig. Wenn ihm etwas fehlte, so suchte er seine kleinen Freunde auf, die halfen ihm jedes Mal. Er hat aber keinem Menschen das Loch gesagt, worin der Zwergkönig wohnte. Das mochten sie ihm wohl verboten haben. Seine Familie aber ist noch vor Jahren recht wohlhabend gewesen, nachdem er schon lange tot war.

### **Der Zank im Grab**

Zwei Junggesellen kommen des Sonnabends Abends von der Freit. Es ist so gegen elf. Beide sind auch am Sonntag während der Predigt geboren, also Sonntagskinder, die Geister sehen und hören können. Einer hat das aber dem anderen nicht gesagt und weiß es also keiner von dem anderen. Sie gehen miteinander über den Clausthaler Gottesacker, weil sie am Zellbach gewohnt haben. Zwischen dem Spittel und der Gottesackerkirche, wo der große Baum steht, hören sie Stimmen.

Der eine stößt den anderen an und spricht: »Härschte dos, Carel?«

»Freilich«, sagt der andere, »do zanken sich ä paar in Grob im fünf Mateer.«

»Horch, sie schalten sich ju ah!«, sagte der eine.

Und der andere spricht: »Dos sollte mer doch kaum gläm, dass fe ah im Grob noch net ämol Fried hahn könne.«

»Su giehts«, sagt der andere, »dar äne hat dam annern im fünf Matteer betruhng. Nu muß har sich ah im Grob noch än Betrieger schalten loßen. Ju, sa, mein Vater sahte immer: ›Ein gut Gewissen, ist ein gutes Ruhekissen.«« In solchem Gespräch kamen sie vor ihrem Haus an und sagten einander gute Nacht. Ob die sich im Grab vielleicht noch geschlagen haben, oder was noch daraus geworden, wer weiß es?

### **Hans Kühnburg**

Zu der Zeit, als noch die Wölfe und Bären hier am Harz allein Herren gewesen sind und alles dicker Urwald war, bringt ein Mann, Hans Kühn hat er geheißt und in Herzberg gewohnt, seine beiden Pferde zum Bruchberg auf die Weide. Da es damals noch viel Wildbret gegeben hat, so haben jene Fresser sich daran was zugutegetan und selten andere Tiere und noch weniger Menschen angefallen. Deshalb hatte Hans Kühn sich und seine Pferde für gesichert gehalten und war dreist darauf in den Harz hinaufgeritten. Dort angekommen, wo heute noch der Felsen steht, der Hanskühnburg heißt, kam aber eine Schar Wölfe aus dem Dickicht mit furchtbarem Geheul, mit schrecklicher Eile auf ihn zugestürzt, dass er in seiner Herzensangst vom Pferd heruntersprang und so schnell wie möglich auf die Spitze des Felsen kletterte. Er war auch so glücklich, hinaufzukommen. Von dort oben ab sah er aber nun dem Kampf der Wölfe mit den Pferden zu. Die Pferde stellten sich mit den Köpfen zusammen, schlugen kräftig hinten aus und suchten sich ihrer Haut so gut wie möglich zu wehren. Die

Menge der Feinde war aber zu groß, und die Bestien waren zu flink. An Entlaufen war nicht zu denken gewesen. Die Ungeheuer kreisten die armen Tiere enger und enger ein, bis sie diese zuletzt zerfleischt und getötet haben. Darüber kam der Abend heran, und die Sonne ging herrlich unter. Da oben aber saß von großer Angst und Bangigkeit gequält unser Hans Kühn und durfte seine Burg nicht verlassen, die ihn schützte, denn die Wölfe umkreisten noch immer den Felsen und bewachten ihn dort, ohne abzulassen. Es wurde vollkommene Nacht, und die Bestien verließen den Felsen nicht. Der Morgen kam, der Abend brach wieder herein, immer waren sie noch da. Der dritte Morgen begann zu leuchten, und die Wölfe gingen nicht weg, desto schlimmer wurde aber der arme Mensch von Durst und Hunger, von Angst und Not gequält. Alles Rufen, alles Schreien, Fluchen und Beten hatte nicht geholfen und er nahm sich vor, lieber dort oben zu verhungern, als von den Tieren sich zerreißen zu lassen. In der dritten Nacht endlich, da er es nicht mehr aushalten konnte, da er fast ohnmächtig zur Erde sank, fing er nochmals recht herzlich um Hilfe an zu beten. Und siehe da, eine große Ohreule kam auf den Felsen zugeflogen, setzte sich bei ihm nieder und hatte eine Nute im Schnabel, welche sie vor sich auf die Erde legte. Nachdem sie sich zurecht geschüttelt und ihre Federn in Ordnung gebracht hatte, fing sie in einem tiefen Basston an zu reden.

»Du unvorsichtiger Mensch, warum bist du so dummdreist gewesen und hast dich ohne Waffen hier in diese unsichere und gefährliche Gegend gewagt. Eigentlich müsstest du hier verhungern und die Raben dein Fleisch verzehren. Doch dein und deiner Frau und Kinder Gebet ist zu herzlich und innig gewesen. Darum bin ich da, dir zu helfen. Siehe, diese Nute, die ich dir mitgebracht habe, bringt dich durch die Gefahren

hindurch, welche dir durch die reißenden Wölfe bereitet werden.«

Er griff gleich danach und fühlte neue Kraft in seine matten Glieder dringen. Er fühlte neuen Mut und eine Belebung des Leibes, wie er sie zuvor nie gekannt hatte.

»Nimm das Kleinod in acht«, rief ihm die Eule im Wegfliegen zu und war verschwunden.

Er hatte aber die verhängnisvolle Nute in der Hand, traute sich selbst kaum und dem, was er gehört und gesehen hatte. Mit dem Zauberstab bewaffnet, stieg er von seinem Felsen herunter und ging dreist seinen Weg entlang. Und die Wölfe gingen ihm, ihrem Feind, aus dem Weg.

### **Der Bielstein**

Ein junger Bergbursche hatte sich bei Lautenthal verloren und konnte und konnte sich nicht wieder finden. Nach vielem Bergauf- und Bergabklettern kam er dahin, wo der Bach herunterfließt, er wird die Laute genannt, da wo die hohen Felsen stehen. Er wusste immer noch nicht, wo er war. Es wurde schon finster und die Vögel hatten auch die Köpfe schon unter die Flügel gesteckt und fingen an zu schlafen. Da hörte er mit einem Male eine Rabenstimme, die krächzte ganz gefährlich. Er wandte sich um und sah einen großen Raben, der ein goldenes Halsband umhatte, und auf dem Rücken ein allerliebstes Mädchen. Das Mädchen stieg vom Raben ab, der Bergbursche nach ihm hin. Das niedliche Kind kam auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sprach, er solle mit ihm gehen. Natürlich tat er es und ging mit. Es führte ihn an den Felsen, zog ein Stöckchen aus dem Busen und klopfte dreimal an den Stein, da tat sich der Felsen auf, und sie gingen miteinander hinein.

»Ach«, sagte das Mädchen, »mein Lieber, willst du mir einen Gefallen tun und mich unglückliches Geschöpf erlösen? Ich bin von einer bösen Hexe verwünscht und kann nur alle hundert Jahre einmal drei Tage Mensch werden. Jetzt ist schon der zweite Tag vorbei, morgen ist der Letzte. Dann muss ich wieder hier in diesem dunklen Felsen sitzen und hundert Jahre warten, ehe ich wieder Mensch werde, wenn mich keiner bis morgen erlöst.«

»Ja«, sagte der Bergbursche, »wie kann ich dich denn erlösen?

»Ach«, sprach sie ganz traurig und betrübt, »komm morgen mit drei weißen Rosen hierher. Die Höhle wird offen sein. Du musst dich aber nicht fürchten, auch bei Leibe nicht sprechen. Dann machst du ein Feuer hier auf dieser Stelle an, das Holz musst du mit hereinbringen und wirfst die drei Rosen ins Feuer, sodass sie verbrennen. Dann bin ich erlöst und du wirst recht reich und glücklich.«

Der Bergbursche versprach ihr, er wolle alles tun.

Nun standen da große Truhen voll Gold und schöner Edelsteine.

»Hier«, sagte sie, »nimm dir einstweilen, soviel du willst, damit du siehst, dass ich es treu meine, und du bist gewiss auch treu und hältst Wort.«

Er schwor sogar, dass er Wort halten wolle. Darauf steckte er sich die Taschen voll Gold und Edelsteine. Dann brachte ihn das Mädchen auf den rechten Weg, dass er sich nach Haus finden konnte. Er war gar nicht weit von Lautenthal gewesen und wusste nun gleich Bescheid. Am nächsten Morgen lief er in ganz Lautenthal herum, und konnte erst keine einzige, viel weniger drei weiße Rosen auftreiben; denn es ist Winter gewesen, wo man keine weißen Rosen hat. Endlich bekam er doch

noch seinen Willen und freute sich wie ein König, dass er noch drei weiße Rosen bekam. Es war schon Dämmerung gewesen und höchste Zeit. Nun lief er gleich hin zu dem Felsen, den man heute den Bielstein nennt, und fand ihn offen vor.

Er suchte sich erst einen Armvoll Äste. Stahl, Stein, Schwamm und Schwefelstücken hatte er auch mit und ging in die Höhle. Es war noch alles wie am vorherigen Tag, nur das hübsche Mädchen war nicht da. Er legte nun das Holz zurecht und machte Feuer. Wie er aber den Schwefelstock anstecken wollte, kam ein furchtbarer großer Kerl und gab ihm eine Ohrfeige, dass ihm Hören und Sehen vergingen, und er besinnungslos zur Erde fiel. Wie lange er da gelegen hatte, das wusste er nicht. Endlich machte er sich auf und kroch heraus und nach Hause. Von der Zeit an hatte er nur alle Tage ein paar Worte sprechen können, sonst ist er stumm geblieben. Nach und nach hatte er die Geschichte erzählt. Zu arbeiten hatte er nicht gebraucht, denn er konnte von dem Geschenk gut leben. Alt ist er aber nicht geworden. Und von dem hübschen Mädchen hat keiner wieder was gehört und gesehen. Es sitzt wahrscheinlich noch im Bielstein.

### **Der Zauberring**

Ein Bergmann hatte lange Weile. *Ei, dachte er, du gehst hinaus in den Wald und holst dir ein Schulterstück – eine Stange Holz.* Die Pfeife wurde angesteckt, Tabak in den Beutel getan und nun soppte er langsam die Schulenberger Höhe hinauf und in den Wald hinein. Dort wusste er zwei trockene Bäume, von grünen durfte er nicht, sonst bekam er mit dem Förster Krakeel. Er kam bald hin; aber es stand nur noch ein trockener Baum. Der andere war ein Apfelbaum und daran hingen mehrere Äpfel.

*Spafßeshalber mußt du dir doch einen Apfel davon mitnehmen, denn Apfelbäume im Tannenwald, das ist eine große, eine sehr große Seltenheit hier im Harz,* dachte er. Er schlug sich also einen Apfel mit der Stange ab und steckte ihn ein. Darauf machte er sich sein Schulterstück zurecht, huckte es auf und ging nach Hause. Im Holzschauer setzte er es in die Ecke und dachte: *Morgen holst du dir noch eins und so alle tage bis zum Sonnabend, dann schneidest du es und kriegst dann schon ein artig Teil Winterholz.* Er ging in die Stube, holte seinen Apfel aus der Tasche und wollte ihn essen. Als er hineinbiss, kam er auf etwas Hartes, und siehe da, es steckte ein goldener Ring darin.

*Hättest du dir doch alle Äpfel abgeschlagen, so hättest du heute genug verdient.* Es war wohl noch Zeit. Er machte sich gleich noch einmal fort, war auch bald wieder dort. Aber wer nicht dort war, das war der Apfelbaum mit seinen Äpfeln.

*Nimmst du dir ein Schulterstück wieder mit, so hast du doch etwas für deinen Weg.*

Er steckte den Ring an den Finger. Bisher hatte er ihn in der Hand gehabt, oft besehen und sich darüber gefreut. Nun steckte er ihn an, denn sonst wäre er ihm im Weg gewesen. Er lud wieder auf und fort ging es wieder nach Hause. Unterwegs begegneten ihm Leute, die liefen weg. Er wusste aber nicht warum. Wie er nach Zellerfeld kam, liefen die Alten und die Jungen vor ihm weg. Er wusste nicht, warum. So ging's auch, als er auf den Hof kam, und seine Kinder da waren, die ins Haus liefen. Er weiß aber noch nicht, warum. Zuletzt ging er in die Stube, wo seine Frau und Kinder waren.

Er fragte: »Worim laßt ihr denn vor mer wack?«

Da wollten sie auch alle wieder ausreißen. Er riegelte aber die Tür zu. Da klärte es sich auf. Sie hörten ihn wohl, konnten ihn aber nicht sehen. Das ist so schaurig gewesen.

Da fiel ihm der Ring ein. Er zog ihn ab, und da sahen sie ihn in der Stube stehen. Nun erzählten ihm seine Kinder, da wäre ein Stück Holz durch den Torweg gekommen, das hätte in der Luft geschwebt und niemand hätte es getragen. Auch wäre es so in den Holzstall gegangen und hätte sich in die Ecke gestellt. Darum wären sie vor Furcht hineingelaufen. In der Stube hätten sie seine Stimme gehört und ihn nicht gesehen, da wären sie noch banger geworden.

Nun wusste er Bescheid. Der Ring machte ihn unsichtbar.

Damit hatte der Bergmann denn manches belauscht und vieles gesehen, was andere nicht gesehen haben. Als er aber gestorben war, war der Ring auch nicht mehr da.

### **Der Venezianer**

Was sonst alle passiert ist, und was die Leute sonst gekonnt haben, davon macht sich jetzt keiner eine Vorstellung. Vor Zeiten lebte in Lautenthal ein armer Bergmann, der war aber reich an Kindern, acht, alle waren wie die Orgelpfeifen, dabei nackt und bloß und oft hatten sie nichts zu beißen und zu brechen. Der Vater quälte sich genug um das tägliche Brot, schämte sich keiner Arbeit, war fleißig und tätig, mochte Nacht oder Tag sein. Er tat alles, was vorkam, wenn's nur recht und ehrlich war. Schlechtigkeit musste ihm aber vom Leibe bleiben, und wenn er auch mit Frau und Kindern hungern musste, Unrecht tat er nicht.

Im Frühjahr holte er einstmals Erbsenstiefel und verkaufte sie. Wie er nun im Wald war und sich zwei tüchtige Bunde zu recht gemacht hatte, wurde er müde. Es war ein heißer Tag. Er suchte sich also eine weiche Stelle unter einem Baum, wo Schatten war und legte sich hin. Wie lange er da geschlafen

hatte, das wusste er nicht. Er wachte wieder auf, denn es weckte ihn jemand. Da stand ein Mann vor ihm, der war recht freundlich und liebevoll zu ihm und fragte, wie es ihm gehe. Der Bergmann wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus; er war noch halb im Schlaf. Der Fremde wurde immer zutraulicher und der Bergmann munterer, fing auch an zu sprechen und sagte, ach, er hätte seine Not. Er müsse für acht Kinder Brot schaffen, und dazu sei schlimme Zeit, wenig zu verdienen. Da wisse man wohl, wie's einem da ging.

Der Fremde sagte: »Wenn du mir vertrauen willst, so kann ich dir helfen und du bist mit einem Mal allem Leid entsprungen.«

»Wenn das Gott gebe«, sprach der Bergmann, »so will ich ihm auf seinen Knien danken. Ich will ja gerne alles tun, wenn er nur aus seiner Not kommen könnte. Nur müsste er nichts Unrechtes von mir verlangen.«

»Nein«, sagt der Fremde, »das verlange ich nicht von dir. Du vertraust mir also unbedingt.«

»Ja, von Herzen gern, wenn Ihr es gut mit mir meint.«

»Das versteht sich von selbst«, sagt der Fremde. »So lege dich nur wieder hin und schlafe, dann wirst du sehen, wie's kommt.«

Der Bergmann war noch herzlich müde und dachte auch, im Schlaf könne man nicht leicht sündigen und schlief ein. Wie lange er diesmal geschlafen hatte, wusste er wieder nicht. Als er wieder aufgewacht war, lag er auf einem Bett von Samt und Seide, in der Stube standen an den Wänden die schönsten Gerätschaften, Kommoden, Tische, Stühle, Kanapees von blankem Holz und mit Samt überzogen, die hübschesten Spiegel hingen an den Wänden in Goldrahmen, eben so auch große Bilder mannshoch, als ob sie lebten. An der Tür standen zwei

Diener in Kleidern, die von Gold und Silber starrten, und die gewartet hatten, bis er aufwachte. Wie nun der Bergmann seine Augen aufgeschlagen hatte und sich verwundert über die Pracht und über alles, was er da sah, da traten die Diener ans Bett und fragten, ob der Herr gut geschlafen hätte.

»Ja«, sagte der Bergmann. Aber meine Herren, wo bin ich denn?«

»In Venedig«, antwortete der eine Diener recht ehrfurchtsvoll.

»In Venedig? Mein Himmel, wie komme ich denn dahin?«, fragte der Bergmann verwundert.

»Das wird der Herr schon wissen und erfahren«, sagte der andere Diener. »Dürfen wir beim Aufstehen helfen?«

»Ach«, antwortet der Bergmann, »das bin ich nicht gewohnt. Ich kann allein aufstehen.«

Er stieg aus dem Bett und wollte sein Zeug anziehen. Das war aber fort, und die Diener zogen ihm anderes an, viel Schöneres, und putzten ihn ordentlich heraus, dass er wie der vornehmste Herr aussah. Auch hatte er sich aus einem silbernen Waschbecken waschen müssen. Der Diener reichte ihm in kristallenem Krug Mundwasser, alles aufs Beste und Feinste. Der Bergmann wunderte sich in einem fort und schüttelte mit dem Kopf. Er wusste gar nicht, ob denn alles so in Wirklichkeit war, oder träumte er nur. Hierauf fragten die Diener, womit sie ihm aufwarten könnten.

»Ach«, sagte der Bergmann, »ich habe Hunger im Kamisol, ich möchte gern was essen.« Darauf liefen die Diener fort, und es dauerte nicht lange, so brachten sie ein Frühstück, besser kann's der König nicht haben, sie trugen auch auf, dass der Tisch knackte.

Na, dachte unser Bergmann, wenn du doch isst und trinkst

und wirst satt, so ist doch das kein Traum. Er setzte sich hin und aß und trank, bis er nicht mehr konnte, denn es schmeckte ihm alles so gut, wie ihm noch nichts geschmeckt hatte - der Braten und das schöne weiße Brot und dazu der starke Wein, der so feurig gewesen war. Nun wurde er dreister und fragte die Diener, wo denn ihr Herr stecke und wer das wäre. Eben wollten ihm die Diener antworten, da kamt der Herr zur Tür herein und das war eben der gewesen, der freundliche und liebeiche Mann, den der Bergmann dort bei Lautenthal gesehen und gesprochen, der ihm gesagt hatte, er solle nur wieder einschlafen, dann würde sich's weiter finden.

Der kam auf ihn zu, reichte ihm die Hand und fragte: »Na, wie gefällt dir es hier?«

»O«, antwortete der Bergmann, »wem sollte es hier nicht gefallen, aber meine armen Kinder und meine gute Frau! Eine Bitte hätte ich, sagt mir, wie bin ich hierher gekommen, und was habt ihr mit mir im Willen?«

»Ich will dich beglücken«, sprach der Herr, »wenn du mir vertraust. Doch will ich dir gleich beweisen, dass ich dich schon lange gekannt habe, dass ich von deiner Vergangenheit, deiner Gegenwart und dass ich deine Zukunft weiß. Tritt vor diesen Spiegel, darin wirst du sehen, wie es dir gegangen ist.«

Als der Bergmann davor stand, sah er sich, wie er seine jetzige Frau als Mädchen fragte, ob sie seine Braut werden wolle. Dann, wie er sie als Braut in die Kirche führte und Hochzeit hielt; und noch manches andere, was er schon längst vergessen hatte, woran er aber gleich wieder dachte, und was ihm auch gleich einfiel. Vor Verwunderung konnte er kein Wort sprechen. Da führte ihn der Herr zum zweiten Spiegel.

In diesem sah er, wie seine Frau und Kinder zu Hause weinen, jammern und wehklagen um ihn; denn sie meinten, er sei

tot. Das machte den Vater weichherzig, und die Tränen purzelten ihm über die Backen. Zuletzt musste er noch vor einen dritten Spiegel treten. Dort sah er, wie er mit seiner Familie im großen Wohlstand lebte; dann aber auch, wie er durch Habsucht wieder in Armut zurücksank.

»Sieh«, sagte der Venezianer, »das Letzte wird nicht geschehen, wenn du mir folgen willst.« »Ach, ich will alles tun, was Ihr mir sagt«, sprach der Bergmann, »sagt nur, was soll ich tun?«

»Willst du noch länger hier bleiben, so steht es dir frei, willst du aber nach Hause, so kann das auch geschehen«, sagte der Herr.

»Ach ja«, antwortete der Bergmann, »ich will den meinen zu Hilfe kommen. Ich kann nicht so lange das Elend ansehen, in dem sie sind. Sag nur, teurer Gönner, wie kann ich helfen.«

Darauf bekam er zur Antwort: »Wenn du nach Hause kommst, so grabe unter dem Baum, der in deinem Garten steht, ein Loch, zwei Fuß tief, bei Nacht, zwischen elf und zwölf Uhr. Dann wirst du darin eine gelbe Erde finden. Davon drücke dir jedes Mal zwei Kugeln, so groß, dass du sie mit beiden Händen umspannen kannst, und trage sie nach Goslar und verkaufe sie an den Goldschmied. Du darfst aber nicht mehr, als die Woche zwei mal zwei Kugeln machen und verkaufen. Machst und verkaufst du mehr, so ist's dein Unglück. Sieh, hier will ich dir auch noch etwas machen, das dir gleich auf die Beine hilft. Hier habe ich eine Erdart und da mehrere Flüssigkeiten. Wenn ich davon etwas auf die Erde gieße, nur ein paar Tropfen, und drehe dann in der Hand Kügelchen davon, so entstehen die schönsten Edelsteine.«

Er probierte es und gab die so gemachten Edelsteine, die wie die Sonne leuchteten, dem Bergmann zum Andenken und sag-

te: »Wenn du nach Goslar kommst, so bekommst du schweres Geld dafür.«

Der Bergmann bedankte sich mit Tränen im Auge aufs Herzlichste dafür, wickelte sie recht sorgfältig ein und steckte sie in die Tasche.

Nun sprach der Venezianer: »Komm, lass uns noch ein wenig spazieren gehen. Du musst doch auch sehen, wie es in Venedig ist.«

Spät abends kamen sie erst wieder nach Hause, und der Bergmann wusste gar nicht mehr, was er alles Schönes und Herrliches gesehen hatte. Der Herr wünschte ihm eine gute Nacht.

Die Diener waren dem Bergmann beim Ausziehen wieder behilflich, er musste sich wieder in das schöne Bett legen und war gleich vor übergroßer Müdigkeit eingeschlafen. Als er am anderen Morgen aufwachte, lag er wieder unter der Tanne. Erst meinte er, er hätte geträumt, griff aber gleich in seine Tasche. Da steckten aber die beiden Edelsteine, die der Venezianer ihm gemacht und geschenkt hatte. Nun packte er gleich auf und ging nach Goslar, verkauft sie und bekam dafür schweres Geld. Danach machte er, dass er damit nach Hause kam. Wie er in die Haustür trat, da stürzten ihm Frau und Kinder vor Freuden entgegen, hingen sich an seinen Hals, an seine Hände und Beine, dass er erst gar nicht zu Wort kommen konnte. Dann ging's ans Fragen, ob er auch Geld mitgebracht hätte, sie wären alle hungrig, fast zum Verhungern. Nun wurde gleich fortgeschickt und Brot und Fleisch gekauft und das erste Mal nach langer Zeit konnten sich Frau und Kinder satt essen. Das war eine Freude und ein Jubel gewesen, wie nie zuvor. Des Abends ging der Bergmann zwischen elf und zwölf Uhr in den Garten und fand alles so, wie der Venezianer es ge-

sagt hat. Lange Jahre war der Bergmann folgsam und genügsam und wurde ein grundreicher Mann. Doch am Ende fuhr ihm der Geizteufel in den Kopf, er machte in einer Woche zum dritten Mal zwei Kugeln und brachte sie nach Goslar. Als er mit voller Tasche zurückkam, wurde er müde, er mochte wollen oder nicht, er musste sich unter eine Tanne legen und schlief ein.

Da erschien ihm der Venezianer, weckte ihn auf und sprach: »Siehst du, jetzt wirst du wieder arm werden, wie du früher gewesen bist. Das hast du von deiner Habgier.« Und dann verschwand er.

Und so wie der gesagt und wie es der Bergmann im Spiegel gesehen hatte, so war es auch gekommen. Da hatte er noch am Ende verhungern müssen.

### **Der Hexenritt**

Ein Bergmann hat immer darüber gespottet, wenn die Leute gesagt haben: Die Hexen reiten zu dem Brocken in der Walpurgisnacht. Öfter hat er dann gesagt: »Wenn mir nur einmal solch ein altes Tier in die Quere käme, ich wollte sie schmeißen, sie sollte die Beine aufkehren! Was will denn solch ein Gerippe von altem Weibe, das nur aus Haut und Knochen zusammengesetzt ist, gegen unser einen.«

»Na, na«, sagte oft die alte Nachbarin, die nebenan gewohnt hatte: »Napper, Napper, su wos lächtes iss es doch net, sune Leiterin obzeschmeisen, nammt ich an Wulperschehand in acht.«

»Possen, nichts als Possen«, hat er dann gesagt. »Ich will ihr's schon geben, dass ihr das Reiten vergehen soll.«

Darauf hat die Alte geschwiegen.

Nun kam der Walpurgisabend, den Abend wurde knollig geschossen, es war gewesen, als ob der Feind angekommen sei. Mit Katzenköpfen, Flinten, Büchsen und Pistolen. Jedes hatte sein Knalleisen an dem Abend tüchtig gebraucht, und je stärker das es geknallt hatte, desto Stunden hatte er erst gelegen und sich erholen müssen, dann kroch er langsam nach Hause. Seine Frau war schon wieder aufgestanden und wollte eben fort in den Wald und eine Tracht Holz holen, als er nach Haus kam.

»Ach Frau«, sagte er, »bleib da. Ich hab' eine schlechte Nacht gehabt. Geh hinaus in die Küche und leg ein bisschen Holz in Ofen, ich habe geschwitzt, dass ich mich umziehen kann.«

Sie ging hinaus und tat's.

Da erzählte er dem Ofen sein Schicksal. Seine Frau stand am Ofen beim Einheizen und hörte es. Kam herein, sagte aber nichts.

Eine halbe Stunde danach kam auch das alte Weib, die Nachbarin und sprach: »Es ist sein Glück, dass er's dem Ofen und keinem Menschen erzählt hat, sonst sollte er sehen, wie's ihm ginge.«

Da wussten sie, dass das eine Hexe gewesen ist. Die Frau ging hin, und siehe, die infame Hexe wurde verbrannt, da war ihr gerade Recht geschehen.

### **Die lange Nase**

Es ist hier einmal ein Vater gewesen, der hat drei Söhne gehabt; zwei kluge und einen dummen. Alle drei wollten sich was versuchen und forderten ihr Erbteil. Der Vater gab jedem, was er haben sollte. Jeder kriegte aber einen Holster und darin was zu leben mit, und so gingen sie fort. Einer nach dem ande-

ren. Der eine hierhin, der andere dorthin. Da begegnete dem Ältesten ein altes Mütterchen, sie konnte kaum fort und sah aus, wie die teure Zeit; vom Hunger nämlich.

Die sagte zu dem Ältesten: »Sei doch so gut und gib mir einen Bissen Brot. Sonst muss ich verhungern.«

Darauf antwortete der, er war nämlich zu faul gewesen, seinen Holster abzuhucken: »Ach geh' zum Teufel, an Euch Gerippe verliert die Welt nichts.« Und wandte sich ab.

Die Frau bat noch einmal, bekam aber nichts. Da sagte sie noch: »Ist auch dein Vorteil nicht.«

Mit dem Zweiten ging's ebenso, der war aber geizig gewesen und hatte nichts missen können. Der Dritte aber, das war der dumme gewesen, wie den die Alte bat, der setzte gleich seinen Holster ab und schnitt ihr ein tüchtiges Stück Brot und Speck ab und sprach: »Da alte Mutter, tut Euch was zu gut.« Er freute sich darüber, wie sie so heißhungrig in das Brot hineinbiss. Als er fortgehen wollte, sagte die Alte: »Halt, du musst belohnt werden für deine Guttat.«

Da zog sie eine alte Hosentasche aus ihrem Busen und gab das Ding dem Dummen.

Der wusste nicht, was er damit sollte und fragte: »Wozu soll die Tasche gut sein?«

»Greife hinein!«, sprach die Alte.

Er tat's und hatte die Hand voll blanke Thaler.

Dazu gab sie ihm eine Wurzel und sprach: »Reibst du die Wurzel zwischen deinen Händen, so bist du gleich dort, wohin du willst.« Zuletzt gab sie ihm auch einen ledernen Däumling. »Den zieh über den linken Daumen. Wenn du mich sprechen willst, wird er dir von großem Nutzen sein.«

Er bedankte sich schön für die Sachen, steckte sie sorgfältig bei und ging fort.

Im nächsten Wirtshaus ließ er sich was zu essen geben und bezahlte aus dem Wunderbeutel. Und so ging's auf seiner ganzen Reise. Er hatte nicht schlecht gelebt, und dabei hatte er auch was darauf gehen lassen, hat's ja gekonnt und hatte ihm nichts gefehlt. Nun kam er in eine Stadt, da wohnte ein König, der hatte eine wunderhübsche Tochter, die war aber schrecklich eigensinnig gewesen und auch hartherzig und stolz. Kein Mensch war ihr zu Dank und hatten sie viele haben wollen. Den jungen Männern hatte sie dann aber drei Rätsel aufgegeben, und wer's nicht erraten konnte, musste sterben. Viele Königs- und Fürstensöhne waren bei der Geschichte um ihr bisschen Leben gekommen. Das hörte nun auch der Dumme, wie er in die Stadt kam, wo die Königstochter war.

»Ja«, sagte er, »da müsstest du doch auch einmal dein Heil versuchen. Du hast ja die Wurzel, die hilft dir aus der Klemme, wenn's schlimm wird. Du kannst bei dem Handel nur gewinnen, aber nicht verlieren. Doch wär es aber gut, du ließest einmal deine Alte kommen.«

Er holte also seinen Däumling hervor, zog den an den linken Daumen, und gleich war die Alte da. »Hör«, sagte er, »so und so, ich möchte wohl die Königstochter haben, aber ehe ich hingehe, möchte ich Euch erst fragen, ob's wohl gut ist für mich.«

»Das kannst du ja tun«, sagte die Alte. »Dazu musst du aber dies haben. Hier ist eine Leimrute, ein Vogel und ein Teller. Wenn nun die Königstochter fragt, ›was hält fest‹, so gibst du ihr die Leimrute hin. Wenn sie fragt, ›was wird gesengt und gebrennt‹, dann gib ihr den Vogel. Wenn sie sagt, ›es ist gar‹, so reich ihr den Teller, darauf soll sie ihn hinlegen. Dann wird sie weiter nichts wissen und muss dich zum Mann nehmen. Dann sei aber klug und lass dich nicht anführen.«

Die Alte war darauf gleich wieder verschwunden. Wie sie

fort war, dachte er, es wäre doch wohl gut, wenn du dir die hübsche Mamsell erst einmal ansähest, ob sie dir auch gefiele, ehe du wirklich hingehst. Er holte also seine Wurzel aus der Tasche heraus, drehte die zwischen den Händen und wünscht sich hin zu der Königstochter, wo die war. Gleich war er fort, und das beste dabei war, er sah sie, sie ihn aber nicht, und sie gefiel ihm, denn sie hatte ein so hübsches Gesicht, so runde rote Backen und war dabei eine Figur, wie er fast noch keine gesehen hatte. Er sah sie lange an, hörte zu, was sie sprach und sah, was sie tat. Da saß sie auf einem wunderschönen Kanapee, das mit Samt beschlagen war und sprach mit vier vornehmen Damen, die bei ihr saßen, von den armen Männern, die über sie ins Grab beißen müssten und sagte, sie möchte wohl, dass keiner wiederkäme; denn es könnte kein Mensch ihr Rätsel erraten.

Da sprach noch die Dame, das könne sie doch nicht ganz wissen, es könnte doch einmal einer kommen, der's erriete, und den müsste sie denn doch nehmen, sie möchte ihn leiden können oder nicht.

»O«, sagte sie, »dann gäbe es ja auch Mittel, den wieder los zu werden.« Sie wollte nur das dumme Männervolk prellen, dass ihm die Augen nicht über, sondern zu gehen sollten.

Wie der Dumme das gehört hatte, da hatte er genug, reib die Wurzel und war gleich wieder in seinem Wirtshaus. Er überlegte noch einmal, ob er es tun sollte oder nicht, ob er hingehen oder wegbleiben sollte. Am Ende dachte er, sollst hingehen, dass doch endlich ihr Mund einmal gestopft wird. Er also hin, ließ sich anmelden und wurde auch vorgelassen.

Da sagte er, was er wollte. Die Königstochter sagte aber gleich, er solle sich nur gleich wieder fortpacken, er könnte doch ihre Rätsel nicht erraten, sonst koste es seinen Kopf. Er

gefiel ihr auch nicht.

Darauf sprach er, das wäre ihm gleichviel, sie solle nur erst ihre Rätsel sagen, dann fänd' sich's.

Sie sah ihn so von der Seite recht verächtlich an und sprach: »Was hält fest?«

Da zog er ganz langsam ein Kästchen aus der Tasche und nahm daraus eine Leimrute, reichte ihr die und sprach: »Die hält fest.«

Da machte die Prinzessin große Augen und sprach in Wut: »Was sengt und brennt?«

Da zog er einen Vogel aus der Tasche und sagt: »Der wird gesengt und gebrennt.«

Da stutzte sie noch mehr und sagte in großer Eile: »Es ist gar. Was meine ich damit?«

Da holte er seinen Teller heraus und sagte: »Ist es gar, so legt's auf den Teller.«

Da wurde sie vor Gift und Galle stumm. Er aber sprach, er hätte die Rätsel erraten und nun müsste sie seine Frau werden.

Das wäre auch leider schlimm genug, sprach sie, dass sie ihn nehmen sollte und doch ging es nicht anders. Sie musste sich wohl fügen und da wurde Hochzeit gemacht. Nun nahm er sich aber erst recht in acht. Von allem, was er essen sollte, musste sie erst essen. Bei Tag und bei Nacht war er auf seiner Hut, dass sie ihm keinen Schabernack antun konnte. Seinen Wunderbeutel nähte er sich in seine Hosentasche, die Wurzel steckte er in die Westentasche und den Däumling nähte er in seinen Rock in die Brusttasche hinein. Gut das.

Es ging wohl ein halbes Jahr so hin und sie wunderte sich immer, wo er das viele Geld herkriegte, das er immer hatte, und fragte ihn auch einmal, wo er denn das herkriegte.

»Ja«, sagt er, »das ist einerlei, genug ich hab's und geb's aus

und weiter ist nichts nötig, ob du das weißt oder nicht. Ich hab's in der Tasche hier.«

»Lass mich doch einmal etwas herausholen«, sprach sie.

»O ja«, sagte er.

Sie griff hinein und holte eine Hand voll blanke Thaler heraus. »Ach«, sagte sie, recht bittend und zärtlich und schmeichelt ihm und herzte ihn. »Sag mir doch, wie geht denn das zu?«

»Ach«, sprach er, »das kann ich dir nicht sagen und darf's dir nicht sagen. Ich habe immer Geld in der Tasche.«

Sie umfasste ihn so recht zärtlich und fühlte die Wurzel in der Westentasche, fasste zu und nahm sie weg, ohne dass er's wusste.

Des Nachts stand sie auf und nahm ihn die Hose mit samt der Tasche weg. An den Rock kam sie aber nicht, worin der Däumling steckte. Wie sie's weg hat, so ließ sie die Bediensteten kommen, und die mussten ihren Mann zum Ding hinaus prügeln. Er hatte kaum so viel Zeit, dass er seinen Rock überschmeißen konnte. So musst er fort, barfuß und barbeinig zum Tempel hinaus. Gut, dass es Nacht gewesen war, dass ihn keiner gesehen hatte. Kaum war er aber auf freiem Feld, da machte er seinen Däumling los, zog den an den linken Daumen und im Augenblick war die Alte bei ihm und fragte, was er ihr wolle. Da klagte er ihr denn seine Not, wie niederträchtig hinterlistig das Weib gegen ihn gewesen wäre, kurz - er erzählte ihr die ganze Geschichte.

»Ach«, sprach sie, »ich weiß schon alles.« Er solle nur ruhig fein, die solle schon ihr Recht dafür haben. Sie müsste alles wieder vergeben. Er möchte einstweilen diesen Beutel nehmen, den müsste er ihr aber hernach wiedergeben, wenn er den ersten wieder gekriegt hätte. Dieser Beutel mache klug,

reich und vornehm. Sie würde nun setzt die Prinzessin krank machen, dass sie Schürfe an der Nase kriegte, die würden ihr denn wohl erst Schmerzen und das tüchtige Schmerzen machen, sodass sie Tag und Nacht keine Ruhe hätte. Er solle sich dann zum Doktor machen, in einem schönen Wagen zum Schloss fahren und sich anmelden lassen, er wolle sie von ihrer Krankheit befreien. Wenn er dann vor die Prinzessin käme, so solle er sie erst ordentlich ausfragen, im Gesicht befühlen und zuletzt sagen, sie hätte zweierlei in ihrem Haus, das ihr von Rechts wegen nicht gehöre. Das müsste sie ihm geben, sonst würde sie im Leben nicht wieder gesund. das wäre behext und davon wäre sie krank geworden, und ehe das nicht weg aus ihrem Hause wäre und vernichtet würde, eher würde sie nicht gesund, eher gingen auch die brennenden Schürfe nicht weg. Gäb sie es ihm aber, so wäre sie am dritten Tage wieder so gesund wie ein Fisch. Zum Beweis wolle er nur dieses Geschwür berühren, so würde es gleich aufgehen und in ein paar Minuten heil sein.

Er tat es und nach ein paar Minuten war es heil.

Ach, sagte die Prinzessin, sie wolle es nur sagen, sie hätte da einen Beutel und eine Wurzel, die hätte sie ihrem Mann geraubt. Und gab beides dem Doktor. Der nahm es und steckte es bei. Da zog er eine Kruke aus der Tasche, darin war eine Salbe und gab ihr das und sprach, davon sollte sie sich diesen Abend vor Zubettgehen eine Bohne groß auf die Schürfe wischen. Des Morgens darauf würde es erst etwas dicker und größer, ja auch schlimmer werden. Sie sollte sich aber nicht irre machen lassen, am dritten Morgen wäre alles weg und sie hätte ihr hübsches Gesicht wieder.

Daraufhin ging er weg. Sie wollte ihm erst recht viel Geld geben, er aber sagte, für die Kleinigkeit könnte er nichts nehmen.

Es würde ihn freuen, wenn sie seinem Rat befolgte. Dann machte er sich aus dem Staub und lebte bis an sein Ende herrlich und in Freuden, hatte sich aber um keinen Menschen weiter bekümmert. Der Alten gab er die zwei Beutel hin, als er den ersten hatte, und von da an war es ihm stets gut gegangen.

Die Prinzessin hat also das ganz pünktlich getan. Vor Zubettgehen nahm sie die Kruke, bestreichte damit ihr Gesicht und legte sich hin. Sie hatte tüchtige Schmerzen. Des Morgens, als sie aufstand, da schlugen die Kammerjungfern in ihre Hände. Da hatte die Prinzessin eine Nase, die war gewiss einen halben Fuß lang und so feurig, dass man einen Schwefelstock daran hätte anstecken können. Sie freute sich aber und sagte, so müsse es erst kommen. Wischte wieder etwas daran und die Nase wuchs den ganzen Tag länger und länger. Des Abends war sie schon einen Fuß lang. Sie freute sich und sagte, so müsste es kommen und wischte noch einmal was daran. Als sie aber den anderen Morgen aufwachte, da war die Nase so lang, dass sie die Erde fast berührte. Nun wurde ihr's aber doch schwül und hatte nichts wieder daran gewischt. Und die lange Nase hatte sie behalten bis an ihr seliges Ende. So war es gekommen, anstatt dass sie den Mannsleuten hatte eine Nase drehen wollen, bekam sie eine, an der sie ihr Lebtag genug gehabt hatte.

### **Der Hackeklotz**

Ein Handwerksbursche, der zwar arm, dabei aber höllisch dreist war, kam in eine Stadt, da sollte der neue Herzog gekrönt werden. Das wollten viele Leute sehen und die Stadt war deshalb vollgestopft von Menschen, auch in keiner Herberge noch ein einziger Platz übrig. Unser Handwerksbursche

ging von einem Wirtshaus ins andere, konnte aber kein Unterkommen finden. Nun wollte er noch zu einer Herberge hin, die ganz am Ende der Stadt lag. Er ging betrüb die Straße hinab, da begegnete ihm ein kleiner Mann, der war sehr freundlich und fragte, warum er so traurig wäre. Der Handwerksbursche sagte, er könne keine Herberge kriegen, alles wäre so voll, dass ihn kein Wirt behalten wolle. Nun solle dort unten vor dem Tor noch ein Wirtshaus sein, da wolle er sein Heil versuchen.

Ach, so sprach der Mann, das solle er nur lassen. Ob er nicht mit ihm gehen und bei ihm bleiben wolle. Für ein gutes Abendbrot und auch eine gute Schlafstelle solle er nicht sorgen, die solle er haben.

»Ja«, sagte der Handwerksbursch, »das ist es ja gerade, was ich nur will. Morgen geht's weiter. Was kümmert mich die Krönung, ich kriege doch nichts davon.«

Er ging also mit dem kleinen freundlichen Mann. Unterwegs sprach der, morgen käme er aber noch nicht wieder weg, denn er hätte viel im Willen mit ihm. Wenn er wolle, so könnte er hier ein wunderschönes neues Haus ganz für umsonst kriegen.

»Das wird einem nicht immer geboten«, sagte der Handwerksbursche, »an mir soll's nicht liegen, wenn's nichts wird.« So kamen sie miteinander zum Haus. Der Wirt ließ gleich auftragen, was gibst du, was hast du. Auch Wein und Bier, so viel der Gast trinken will. Der tat sich natürlich recht, und der freundliche kleine Mann erzählte ihm dabei, dass er draußen vor dem Tor ein wunderhübsches Haus besäße, das hatte er von seiner alten Base geerbt. Das wäre so wundervoll inwendig und auswendig und läge in einem Garten, der wäre wie ein Paradies. Das Schlimmste dabei wäre, dass niemand des Nachts darin bleiben könnte; es spukte darin. Des Abends und

des Nachts wage sich keiner hin, er selbst auch nicht. Ob er das wohl erlösen könnte, fragte er den Handwerksburschen.

Ach, sagte dieser, das wären ja Narrensposen, Spukerei gäb's nicht, und Erlösen wär nicht nötig. Das würde wohl alles natürlich zugehen. Wenn's da was gesetzt hätte, und die Leute heraus gejagt worden wären, oder hätte ihnen einen Denkartel gegeben, so wären das gewiss Spitzbuben, die das getan hätten. Das sollte er nicht sagen, sprach der Wirt, manchem hätte es schon das Leben gekostet und nun ginge keiner des Nachts dahin, viel weniger ins Haus. Wenn er, der Handwerksbursche, das tun wolle und drei Nächte darin kampieren, so versprache er ihm das Haus, wie es da wäre und mit allem, was dazu gehöre. Sie schlugen ein, d. h. sie gaben sich die Hand darauf. Der Handwerksbursche wollte gleich noch hin, der Wirt solle ihn nur hinbringen.

Der wollte aber nicht und sprach: »Morgen, wenn's Tag ist, wollen wir erst einmal miteinander hin und uns die Geschichte ansehen. Dann müssen doch auch Sachen hingebacht werden, denn das Haus ist ganz leer. Es ist auch nicht einmal ein Stuhl darin.«

Damit war der Handwerksbursche zufrieden und ging dann zu Bett, schlief wie ein Türke und träumte schon von dem schönen Schloss, das er haben sollte. Des Morgens darauf stand er auf, frühstückte mit seinem Wirt und danach gingen sie miteinander zu dem verwünschten Haus; denn verwünscht war es gewesen, wie es sich nachher gezeigt hatte.

Der kleine Mann schloss auf, sie gingen hinein, durch alle Stuben und Kammern unten und oben, in die Küche, Speisekammer und den Keller, besichtigten alles. Auch durch den Stall gingen sie. Es war aber alles leer, dabei alles gut und ordentlich eingerichtet. Als sie alles gesehen hatten, suchte sich

der Handwerksbursche eine Stube aus, obenauf, mit einer Tür, war auch hübsch groß gewesen. Er sagte zu seinem Wirt, ob er nun so gut sein wolle und für ihn ein Bett, einen Tisch und Stuhl, ein Licht und ein Buch herbringen lassen. Das Buch müsste aber gut gehen, damit ihm die Zeit nicht zu lange dauere. Das wurde auch alles am Tag hingebacht. Unterdessen blieb der Handwerksbursche, es war ein Schneider gewesen, bei seinem Wirt und lebte den Tag krötenvergnügt und puppenlustig. Sie gingen auch miteinander aus in die Wirtshäuser, und der kleine Mann ließ sich's ordentlich was kosten. Des Abends, als sie auch erst gehörig vorgelegt hatten, und der Schneider sich dick stempel vollgegessen und getrunken hatte, ging er zum verwünschten Haus, schloss auf und machte sich in sein Zimmer. Hier setzte er das Bett, den Tisch und Stuhl mitten in die Stube, zog mit Kreide einen Kreis um die Sachen, schloss dann die Tür dicht zu, nämlich die Haustür vorn und hinten; ebenso die Tür zu seiner Stube. Alles war ruhig im Haus, es ließ sich nichts hören und sehen darin. Als er nun alles noch einmal durchgegangen hatte, ob es in Ordnung war, setzte er sich an seinen Tisch auf den Stuhl hinein in den Kreis, holte sein Buch vor und fing zu lesen an. Es war ein hübsches Buch gewesen, das von Gottvertrauen und vom Beistand Gottes in der Not gesprochen hatte. Daran erbaute er sich recht und las und las, bis es elf schlug. Da hörte er auf einmal ein Gehen und Laufen draußen auf dem Vorsaal, die Treppen auf und nieder, als ob die Bediensteten recht eilig zu tun hätten. Er hörte das Feuer in der Küche knädern und knacken, auch Kutschengerassel vor der Tür und im Hof, aber kein Wort. Es ging alles so geheimnisvoll, so geisterhaft, so recht gespensterhaft zu. Das war ihm denn doch nicht einerlei, er blieb aber auf seinem Stuhl vor dem Tisch im Kreis sitzen und dachte: Wenn

dir's nur vom Halse bleibt.

Das dauerte so hin bis halb zwölf. Da prellte mit furchtbarem Gekrach gegen die Stubentür, dass sie aufflog. Und dann kamen sieben Männer herein, einer hatte noch immer schlimmer ausgesehen als der andere, mit gefährlichen Prügeln in den Händen und stellten sich um den Kreis herum, in dem der Schneider saß. Alle glotzten ihn an, als wollten sie ihn mit den Augen durchbohren. Die Knüppel hatten sie hoch erhoben, doch standen sie still und so blieben sie stehen bis es zwölf schlug. Mit dem letzten Schlag war kaum der Letzte zur Tür hinaus, so schlug die Tür auch wieder zu, und alles blieb still, wie's vor elf gewesen war. Der Schneider erholte sich erst von der Angst, denn es hatte ihm an jedem Haar ein Tropfen Schweiß vor Angst gehängt. Er hatte natürlich gemeint, die sieben wollten ihn totschiagen. Wie's halb eins war und alles ruhig blieb, legte sich der Schneider ins Bett und schlief wie ein Ratz. Des Morgens, kaum graute der Tag, da kam auch der kleine freundliche Mann und wollte sehen, ob er noch am Leben wäre. Als er ans Haus klopfte, guckte oben aus dem Fenster der Schneider froh und wohlgenut.

»Na, wie ging's diese Nacht«, rief der von unten.

»Recht gut«, der von oben.

Nun wurde aufgeschlossen. Der Schneider musste mit dem Kleinen nach Hause. Da wurde tüchtig gefrühstückt, und dabei fragte der Wirt, was in der Nacht dem Schneider passiert wäre. Der Schneider sagte, er glaube, es wäre besser, wenn er nicht eher etwas davon sage, bis alles vorbei sei.

Das hielt der Kleine auch für gut. und so wurde nicht weiter danach gefragt und nichts davon gesagt. Der Schneider war ganz lustig und dachte: Du sollst dir's heute noch zu gute machen, morgen lebst du vielleicht nicht mehr, denn gräulich ist

die Geschichte doch.

Der Abend kam wieder heran. Der Wirt ließ das Schönste und Beste auftragen, der Schneider holte tüchtig davon zu und um zehn ging er hin zu seinem Nachtquartier. Diesmal war ihm aber doch etwas mehr Angst ums Herz. Er hat's aber angefangen, nun wollte und musste er es auch vollenden. Oben auf seiner Stube zog er noch einen Kreis um den ersten mit Kreide, steckte sein Licht an, holte sein Buch hervor, setzte sich hin und las. Es ging alles akkurat so wie den Abend zuvor zu. Nur, als die Tür aufsprang, brachten vier einen Sarg herein, nahmen den Deckel ab, setzten den dabei hin. In dem Sarg lag ein wunderhübsches Mädchen und war tot. Das blieb liegen bis dreiviertel auf zwölf, dann richtete es sich im Sarg auf, sah ihn so freundlich an, als ob es sagen wollte, erlöse mich doch und streckte die Hände nach ihm aus. Der Schneider aber blieb ruhig sitzen und sah das arme Mädchen an.

Keiner sagte ein Wort. Wie es bald zwölf war, legte sich das Mädchen wieder im Sarg zurecht, die vier legten den Deckel auf den Sarg und gingen damit zur Tür hinaus. Da schlug die Tür von selbst zu, dass das ganze Haus bebte. Dann war alles still. Die Geschichte war aber dem Schneider nicht so fürchterlich gewesen als am Abend zuvor. Er hatte das arme Mädchen bedauert, sich aber nicht geängstigt. Deshalb ließ er doch aber das Licht brennen und legte sich zu Bett. Natürlich schlief er wieder wie ein Türke. Des Morgens holte ihn sein Wirt wieder ab und wunderte sich nicht wenig, dass der Schneider noch lebte; denn in der zweiten Nacht waren die Vorigen meistens tot gemacht, die sich in das Haus wieder gewagt hatten. Beim Frühstück sagte der Wirt, zwei Nächte hätte er glücklich hingebracht, die dritte aber wäre die schlimmste, da wäre noch keiner davongekommen.

»Oh«, sagte der Schneider, »mir tut niemand etwas. Ich habe ein gutes Mittel, das ist gegen Hölle und Teufel gut.«

Der Wirt sagte darauf, wenn er, der Schneider, morgen früh noch lebe, so gehöre ihm das Haus.

Nun gut. Der dritte Tag ging auch hin, und dem Schneider wurde nicht wohl zu Mute, als es anfang, dunkel zu werden. Das schöne Abendessen wollte dieses Mal nicht rutschen. Er war verstimmt, tat sich's aber nicht aus.

Um zehn reichte er seinem Wirt die Hand und sprach: »Lebt wohl, wenn ich umkomme, so wisst ihr, dass ich nicht feige gewesen bin.« Der Wirt empfahl ihm Gottvertrauen und Mut.

Und so machte sich der Schneider fort und machte einen dritten Kreis um die beiden ersteren und setzte sich hinein. Dies ging auch wieder alles so, wie die vorigen Abende. Nur wie die Tür aufsprang, da brachten zwei einen Hackeklotz. Dann kamen noch ein alter Mann und eine alte Frau herein. Die Frau hatte eine große, schwarze Katze unterm Arm, die immer fort wollte, aber nicht kann, dann aber den Schneider mit ihren großen Augen anguckte, als ob sie ihn zerreißen wollte.

Der Mann hatte aber ein blankes, scharfes Hackebeil in der Hand und kam auf den Schneider zu.

Das wird aber arg, nun geht's dir an den Kragen, dachte der Schneider, und der Angstschweiß floss ihm von der Stirn. Doch bewegte er sich nicht von seinem Platz. Diesmal, wie sonst, blieb alles außer den Kreisen. Der Hackeklotz aber und der Mann mit dem Beil standen dicht neben ihm. Endlich winkte ihm der Mann, er solle das Beil hinnehmen.

Der Schneider dachte: Tust du's oder tust du's nicht! Und ging erst lange mit sich zu rate. Endlich nahm er das Beil hin und meinte, dann kann dich der doch nicht totschiagen.

Kaum hat er's hingenommen, so fasste der Mann die schwarze Katze beim Kopf, die Frau fasste sie an die Hinterbeine und legen sie auf den Hackeklotz. Die Katze wehrte sich, biss und kratzte, was das Zeug halten wollte. Es half aber nichts, sie kam nicht los. Da winkte der Mann dem Schneider, er solle der Katze den Kopf abhacken. Da war er denn nicht faul. Bauz! Da lag der Kopf. In dem Augenblick aber war auch der Schneider vor Schreck zur Erde gestürzt, denn es war ihm gewesen, als ob ihm auch der Kopf vom Rumpf geschlagen worden wäre.

Als er ein wenig wieder zu sich kam, hörte er so dumpf ein Laufen und Rennen um sich, viele Leute standen um sein Bett. Er fühlte, dass der Arzt seine Hand hielt und den Puls untersuchte. Alles war ihm ein Wirrwarr, so kurios. Endlich schlug er die Augen auf. Sein erstes ist, was er erblickt, das hübsche Mädchen, das im Sarg gelegen hatte. Die stand vor ihm und küsste seine Hand, nachher auch seine Stirn und nannte ihn ihren teuren Retter. Der alte Herr und die Dame waren auch da im Zimmer, Diener standen an der Tür, und der Doktor saß vor ihm am Bett und wünschte ihm Glück dazu, dass er wieder erwacht sei. Alles war um ihn herum verwandelt, alles erlöst. Das Haus ward nun ein prächtiges Schloss und alles bewegte sich so, wie er es in den Nächten gehört hatte. Das junge Mädchen war ein Edelfräulein, die Alten die Eltern von ihr. Kurz, alles war wieder so wie vor der Verwünschung, die eine Hexe getan hatte und der nun durch den Schneider der Kopf abgehauen worden war.

Der kleine freundliche Mann kam danach auch und freute sich, dass das Wagestück gelungen war und schenkt dem Schneider das Haus. Das junge Mädchen wurde seine Braut und nicht lange danach seine Frau. Da war aus dem Schneider ein reicher, vornehmer Edelmann geworden, der alle Tage in

Kutschen und Karossen hat fahren können, und er war der glücklichste Mann gewesen, den es hat geben können. Auch hatte er die Alten bei sich behalten, bis sie gestorben sind. Natürlich war der kleine freundliche Mann sein bester Freund geblieben bis an sein Ende. Das brachte der Mut zuwege.

### **Die verwünschte Prinzessin**

Es war einmal ein Vater, der hatte einen Sohn. Peter hieß er, dem gefiel es nicht zu Hause. Er forderte deshalb sein Erbteil, das waren zwanzig Taler, und ging damit in die weite Welt. Der Bursche aber war gut und hatte ein mitleidiges Herz und fühlte recht gut, was recht und unrecht war und half, wo er helfen konnte. Deshalb verließ ihn der liebe Gott nicht, ja, je mehr er half, je mehr half ihm auch der liebe Gott, wie es die Geschichte erzählt, dass er noch glücklich wurde. Einst kam Peter vor einem Dorf an. Da fand er einen toten Menschen und nicht weit davon pflügte ein Bauer. Peter ging zu dem Bauer und fragte, warum der Mensch nicht begraben würde. Der Bauer antwortete, der Tote sei arm, und das Dorf hätte ihn nicht begraben lassen, weil das was koste. Deshalb wäre er dahin gebracht und die Vögel und Füchse würden ihn über kurz oder lang doch verzehren, dass er weg käme. Das dauerte Peter in der Seele und er fragte gleich darauf, was die Beerdigung wohl koste. Der Bauer antwortete, so gegen zwanzig Taler. Peter ging daher zum Bauermeister, gab ihm zwanzig Taler und befahl, man solle den Toten davon begraben, der vor dem Dorf läge, und das geschah auch. Er blieb so lange im Dorf, begleitete die Leiche und dann reiste er weiter. Wie er aus dem Dorf hinauskam und eine kurze Strecke fortgegangen war, kam ein Mann hinter ihm her, fing ein Gespräch mit ihm

an und sagte, er wolle bei ihm zur Gesellschaft bleiben. Das ließ sich Peters wohl gefallen, denn der Mann sah so brav und gut aus und sprach so fromm, dass er ihn gleich lieb gewann und sich freute, dass er bei ihm bleiben wolle. Schon hatten sie mehrere Wochen miteinander gereist und sich alles mitgeteilt, was sie auf dem Herzen hatten. Da kamen sie in eine Stadt, darin waren alle Häuser schwarz behängt. Oben vom Schloss wehte eine schwarze Fahne zum Zeichen der Trauer. Peter fragte, warum das wäre. Die Leute antworteten, die liebe, gute Prinzessin wäre von einem bösen Berggeist, der im Harz hause, verzaubert, wäre bei Tag über still und in sich gekehrt, bisweilen aber so wütend, dass sie alles zerschlug und töte, was ihr ins Gehege käme. Vorzüglich wäre der ein Kind des Todes, der es wage, sie zu erlösen, wenn er das Rätsel, das sie ihm aufgabe, nicht erraten könne. Viele hübsche Prinzen hätten durch sie schon ihren Tod gefunden, und auch mancher andere, hübsche und kühne junge Mann wäre durch sie um sein bisschen Leben gekommen, sodass sich seit einem Jahr keiner gefunden hätte, der sie hätte erlösen wollen, und doch wäre es ein so hübsches und gutes Mädchen gewesen und auch noch.

Da fragte Peter seinen Kameraden: »Soll ich einmal mein Heil versuchen, was meinst du, soll ich's wagen? Sterbe ich, so sterbe ich hier für eine gute Sache, gelingt es, so werden sie und ich glücklich.«

Sein Kamerad sagte: »Tue es nur, ich will dir beistehen. Damit du Glauben zu mir hast, so will ich dir sagen, dass ich nicht ein Mensch bin, sondern der Geist von dem, den du dort in dem Dorf hast beerdigen lassen, und dass ich Mittel genug habe, dass du dein Vorhaben glücklich ausführen kannst, ohne unglücklich zu werden. Geh also zum König und sage, du wollest die Prinzessin erlösen. Er wird es recht gern sehen und

dich reich beschenken, wenn du sie erlöst.«

Peter ging also hin zum König, ließ sich anmelden und kam vor den König.

Als er sagte, was er wolle, sprach der König: »Mein lieber junger Mensch, das ist ein Schweres, was du dir vorgenommen hast. Bedenke aber, es kostet dein Leben, wenn es dir nicht gelingt, meine Tochter zu erretten. Sie bringt dich auf der Stelle um, wenn du das Rätsel nicht löst, was sie dir aufgibt.

»Das tut nichts«, sagte Peter, »ich will es versuchen, es mag mir gehen, wie es will. Vielleicht gelingt es.«

»So komm morgen wieder«, sprach der König, »ich will es meiner Tochter sagen.«

Dann ging Peter wieder zurück zum Wirtshaus, wo sein Kamerad auf ihn wartete. Als er dort ankam und berichtete, was der König geantwortet hatte, sprach sein Kamerad: »Lass es nur Abend und um zehn Uhr werden, dann will ich's schon machen. Bis dahin sag keinem, was du vorhast, und sei nur guten Mutes. Du erlöst die Prinzessin, dafür lass mich sorgen.«

Sie machen sich's nun gut, gingen miteinander aus und besichtigten die Stadt und alles Merkwürdige darin, erkundigten sich auch, wo sich die Prinzessin aufhält und wo sie schläft, welches die Fenster von ihrer Schlafkammer sind, gingen dann wieder zu ihrem Wirtshaus, aßen Abendbrot und besprachen sich, bis es zehn schlug. Danach holte der Reisegefährte vom Peter eine Kruke und ein paar große Federfittiche aus seinem Felleisen und eine recht schwanke, eiserne Rute. Peter musste sich ausziehen. Der Geist bestrich ihm seine Schultern mit der Salbe, die in der Kruke war und setzte ihm die Fittiche an. Dann sagte er: »Nun fliege hin zum Kammerfenster der Prinzessin und pass auf, wenn sie herauskommt. Dann haue sie

mit der eisernen Rute immer zu, flieg dahin, wohin sie fliegt und schleich da mit hinein, wo sie hineingeht. Dann verkriech dich und höre zu, was der Berggeist sagt. Sie wird ihm alles sagen. Sie wird ihn auch dann fragen, was sie dich fragen will. Dann lausche und sei still.

Als Peter die Flügel angewachsen waren, machte der Geist das Fenster auf und sagte: »Zurück musst du der Prinzessin ebenso folgen, bis sie in ihr Fenster wieder hinein ist.«

Daraufhin bekam Peter die eiserne Rute in die Hand, stieg zum Fenster hinaus, über die Stadt weg zu dem Fenster, wo die Prinzessin schlief. Da sah er sie, wie sie auch Flügel an hatte und im Zimmer hin und her rannte, als ob sie nicht recht klug war. Er ließ sich aufs Gesims nieder und wartete, bis sie herauskam. So wie es elf schlug, machte sie das Fenster auf und flog fort. Peter dahinter her, holte sie auch bald ein und fing sie ganz erbärmlich an zu prügeln, dass es ihn selbst dauerte. Doch ging's nicht anders, er musste gehorchen, wenn ihm auch sein Herz blutete. Endlich kamen sie im Harz an einen großen hohen Berg, der tat sich auf und beide stiegen hinein. *Nun muss ich aber vorsichtig sein*, dachte Peter und schlich sich mit in den großen Saal hinein, wo an der Tür ein großer Altar war. Hinter den Altar versteckte er sich, damit er alles hören und auch gleich Reißaus nehmen konnte, wenn's schlimm wurde oder wenn's Zeit war. Die Prinzessin lief auf den Berggeist zu, und er nahm sie am Arm. Es war ein alter Mann mit schneeweißem Bart, hatte Augen im Kopf, die glühten wie Feuerkohlen, dabei war sein Wesen so grimmig und gefährlich, dass Peter sich ordentlich anfang zu fürchten, sodass es ihn anfang zu gereuen. Doch durfte er sich nun nicht rühren, er konnte so nicht wieder weg. Die Tür war wieder weg und ein großer Felsen lag da, wo sie gewesen war.

Endlich sagte der Berggeist zur Prinzessin: »Bist lange nicht da gewesen, hast lange keinen umgebracht, hast also auch lange dich nicht am Blut deiner Erlöser freuen können. Ist also einmal wieder ein Vogel ins Garn gegangen?«

»Ja«, antwortete sie. »Es ist einer wieder da, aber nur ein gewöhnlicher Mensch, kein Prinz, Graf oder Adliger. Draußen ist aber ein gewaltig starkes Hagelwetter. Sieh her, mein hoher Geist, wie ich zerrissen und zerschlagen bin von den Hagelstücken, und das Blut floss an mir nieder.«

»Tut nichts«, sagte der Berggeist, »desto mehr musst du deinen Menschen peinigen, desto mehr Freude hast du an seinem Blut, desto mehr musst du davon trinken, desto eher wirst du für mich reif und mein eigen.«

»Was soll ich ihm aber für ein Rätsel aufgeben, woran soll ich denken«, fragte die Prinzessin.

»Denke an deines Vaters weißes Ross«, antwortete der Berggeist.

»Ist gut«, sagte die Prinzessin und bat, »lass mich nun wieder hinaus, denn es ist dreiviertel auf zwölf, ich habe noch weit zu fliegen. Du weißt, die zwölf kommt bald heran.«

Der Berggeist öffnete, die Prinzessin mit Peter machte sich wieder fort, und draußen in der Luft fing das Schlagen wieder los bis zum Kammerfenster. Die Prinzessin flog hinein, Peter nach Hause und legte auf seiner Stube seine Fittiche ab und sich zu Bett.

Sein Kamerad schlief schon, hatte aber vorher gesagt: »Nimm vorsichtig die Fittiche ab und lege sie wieder in mein Felleisen. Sieh aber zu, dass du keine Feder knickst. Das tat Peter auch, danach schlief er ganz ruhig bis zum Morgen. Am Morgen stand er auf, zog sich hübsch an, aß auch gehöriges Frühstück mit seinem Kameraden und ging zum Schloss. Nun

wurde er zur Prinzessin geführt. Sie saß in einem schönen Zimmer auf einem kleinen Sofa und sah recht betrübt aus, war aber ein ganz allerliebstes Mädchen, dem man gar nicht zutraute, dass sie einen Menschen umbringen könnte. Ihre Augen waren so sanft und gut, sie selbst gar nicht groß und stark, dabei so fein und so zierlich gebaut, dass man nicht glauben konnte, dass sie jemanden schon ermordet hätte. Und doch waren schon neun junge Mannsleute durch sie umgebracht worden.

Als Peter in ihre Stube hereintrat, stand sie gleich auf und kam auf ihn zu und sagte in einem freundlichen Ton: »Du also willst mich erlösen. Aber weißt du auch, dass es dein Leben kostet, wenn du mein Rätsel nicht löst?«

»Ja«, sagte er, »ich will es versuchen. Muss ich dann sterben, so will ich gern für dich sterben. Denn du bist so schön, so gut und so lieb, dass ich gerne für dich den Tod leide. Sag mir also dein Rätsel.«

»Also soll's sein«, antwortete sie ganz traurig, und die Tränen traten ihr in die Augen. Sie kam näher und sagte: »Du dauerst mich. Höre, sage mir, woran ich gerade denke.

»Das ist nicht schwer zu sagen«, antwortete Peter. »Prinzessin, Ihr denkt jetzt an Eures Vaters weißes Pferd.«

Die Prinzessin wurde leichenblass und sagte: »Du hast es erraten. Die Götter mögen dir ferner gnädig sein. Komm morgen wieder. Es soll mich erfreuen, wenn du mich erlöst. Königlich sollst du belohnt werden.«

Peter verbeugte sich und ging.

Der Tag ging auch ganz angenehm hin und am Abend ging's ebenso, nur dass Peter diesmal zwei eiserne Ruten, in jede Hand eine bekam, womit er die arme Prinzessin prügeln musste. Auch mit der Prinzessin ging alles so, doch als sie wie-

der zu dem Berge kamen und in den Saal hineintraten, da war der Raum erleuchtet, wie am Abend zuvor, und in der Mitte war der Mond, der alles hell machte und auf dem Altar lag ein stacheliger großer Fisch. Am Abend vorher standen bloß einige helle Sterne an der Decke, und der Altar war leer.

Als die Prinzessin wieder hintrat und hinter ihr Peter sich hineingeschlichen hatte, schloss sich die Tür.

Die Prinzessin ging auf den Berggeist zu, der auf einer Art Thron saß und sagte: »Hoher Geist, unser erstes Rätsel hat der Mann erraten. Was sagst du dazu?«

»Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Eine geheime Macht waltet hier, die mir und dir zuwider ist. Diesmal soll er's nicht erraten. Diese Mal sollst du an deines Vaters Schlachtschwert denken.«

»Gut«, sagte die Prinzessin. »Der Flug hat wieder viel Blut gekostet, denn siehe, es hagelte diese Nacht schlimmer noch als die vorige, siehe, wie ich blute. Aber wenn er das Rätsel nicht errät, so soll er durch das Schlachtschwert meines Vaters sterben, darauf verlass dich.«

»Tue das, meine Tochter, nun geh und mache deine Sache gut. Sag aber keinem das Rätsel!«

Daraufhin ging sie fort, und Peter dahinter her. Auf dem Weg bekam sie wieder ihre regelrechten Schläge bis sie zum Fenster hinein war. Unser Peter flog nach Hause, tat seine Fittiche ab und legte sich zu Bett. Am anderen Morgen ging er wieder zur Prinzessin, und sie empfing ihn ebenso wieder, wie am vorigen Tag. Diesmal lag aber schon das Schlachtschwert auf ihrem Tisch und hatte noch einige Blutflecke.

Als er hereintrat, fragte sie gleich: »An was denke ich?«

»An das Schlachtschwert Eures Vaters, gnädige Prinzessin.«

Da sank sie zurück auf das Sofa und stammelte: »Erraten!

Morgen komm noch einmal. Die Götter mögen dir helfen und beistehen, damit ich glücklich werde und du auch.«

Damit ging Peter wieder weg und brachte seinem Kameraden die Nachricht, dass er das zweite Rätsel auch erraten habe. Beide machten es sich den Tag gut, bis es wieder Abend wurde, aßen dann zusammen.

Der Kamerad von Peter sagte, wie es gegen zehn hinkam: »Diese Nacht hast du noch ein schweres Stück zu machen. Diesmal bekommst du zwei eiserne Ruten, damit du die Prinzessin prügeln musst, und ein scharfes zweischneidiges Schwert, mit dem du dem Berggeist den Kopf abhaust. Nimm dich aber in acht, wenn du in seinen Saal kommst, dass er dich nicht sieht, denn es wird diesmal so hell darin sein wie am Tage, und du wirst deine Last haben, dass er dich nicht sieht. Ich werde dich aber begleiten und im Notfall beschützen. Habe nur guten Mut. Zuletzt wird er mit herausgehen. Sowie er aber Abschied von der Prinzessin genommen hat und in den Berg zurückwill, so haue ihm den Kopf ab und nimm den mit.«

Alles ging so vor sich. Peter hin zu der Prinzessin ihrem Kammerfenster, um elf kam sie heraus. Er dahinter her und peitschte sie ganz erbärmlich bis in den Berg hinein. Als sie miteinander in den großen Saal hineintraten, da stand die Sonne an der Decke und alles war so hell, wie am Tag. Auf dem Altar lag der stachelige Fisch und stand ein feuriges Rad, doch hinter dem Altar war alles dunkel. Dahinter versteckte sich Peter gleich. Die Prinzessin ging eilig zu dem Berggeist, warf sich ihm an den Hals und sagte wie in Verzweiflung: »Wieder erraten!«

»Das ist schlimm«, sagte der und sprach: »So denke an mein Haupt. Daran kann kein Sterblicher denken, am wenigsten ein

gemeiner Mensch.«

»O«, sagte sie. »Wie bin ich diesmal zerfleischt von dem fürchterlichsten Hagelwetter. Sieh meinen Rücken, meine Arme, mein Haupt, ich triefe vom Blut.«

»Ich bedaure dich, armes Mädchen«, entgegnete der Berggeist. »Jetzt geh und bade dich in dem Blut des Schändlichen. Dies ist eine harte Probe. Ich werde mit dir sein, rechne auf mich. Morgen Vormittag bin ich unsichtbar bei dir. Diesmal soll's ihm nicht gelingen, dass er das Rätsel errät.«

Und so begleitete er sie hinaus. Als der Berggeist zurück wollte, schlug ihm Peter mit einem Hieb das Haupt ab, fasste es an den Haaren und flog der Prinzessin nach und schlägt die auch noch einmal gefährlich durch, bis vor ihr Fenster. Dann machte er sich nach Hause, legte sich in die Federn und freute sich im Voraus, dass er seinen Willen kriegen würde. Er hatte wieder recht hübsch geschlafen. Morgens machte er sich wieder zurecht, nahm den Kopf des Berggeistes, wickelt ihn in sein Schnupftuch und ging hin zu Prinzessin. Als er diesmal hinkam und in die Stube trat, war die Prinzessin ganz blass vor Schrecken und wusste nicht, ob sie ihm das Rätsel sagen sollte oder nicht.

Da sprach Peter: «Gnädige Prinzessin, heute komme ich zum letzten Mal, sagt mir Euer Rätsel, damit ich es errate oder sterbe.«

Die Prinzessin sagte mit zitternder Stimme, als ob ihr Tod oder Leben davon abhinge: »Woran denke ich?«

Ohne zu antworten, knüpfte er das Taschentuch auf und setzte das Haupt des Berggeistes auf ihren Tisch. Da stürzte ihm die Prinzessin in die Arme und mit einem Schrei *Mein Erlöser!* wurde sie ohnmächtig. Er legte sie aufs Sofa und klingelte. Da kamen die Diener, und der König wurde geholt und die

Ärzte. Die Prinzessin kam wieder zu sich, und der König gab seine Tochter Peter zur Frau. Peter sagte, er müsse aber erst einmal nach seinem Wirtshaus. Es wurde nun gleich ein schöner Wagen mit sechs prächtigen Pferden angespannt und Peter zum Wirtshaus gefahren. Da kam ihm sein Kamerad in der Tür schon entgegen, half ihm aus dem Wagen. Sie gingen miteinander oben auf ihre Stube.

Peters Reisegefährte sagte zu ihm: »Wenn du nun mit deiner Frau zu Bett gehen willst, so lass, ohne dass sie es weiß, eine große Wanne mit Wasser vor euer Bett setzen, und wenn sie diese Nacht aufspringt und fort will, so springt sie in die Wanne mit Wasser. Tauche sie gleich unter das Wasser, dann wird ein Rabe daraus kommen und fortfliegen, dann tauche sie nochmals unter, so wird eine Taube herauskommen und sich auf deine Schulter setzen. Dann tauche sie nochmals unter Wasser, dann wird die Prinzessin in ihrer vorigen Engelschönheit und Frömmigkeit daraus heraufsteigen. Küsse sie dreimal und sei glücklich mit ihr. Du wirst dann nach dem Tod des Alten König werden. Nun leb wohl, jetzt hast du mich nicht mehr nötig. Ich verlasse nun dich und die Welt. Meine Schuld, glaube ich, habe ich dir bezahlt. Leb wohl und sei glücklich.

Danach war er verschwunden. Peter setzte sich in seinen Wagen und war sehr traurig über den Abschied von seinem Kameraden, fuhr dann zurück zum königlichen Palast. Hier befolgte Peter alles getreulich, was ihm sein Gefährte gesagt hatte. Es kam auch alles so, er wurde so glücklich mit seiner Frau wie ein König, und später, da ist er auch König geworden und hat sein Land gut regiert bis an sein seliges Ende.

## Die Kegelbahn in der Kirche

In einem Harzdorf hatte eine Kirche gestanden, die war verwünscht gewesen und hatten schon viele versucht, sie zu erlösen. Jeder aber, der den Versuch gemacht hatte, trug auch einen Klapphandschuh davon. Der eine hatte einen Arm eingebüßt, der andere war taub herausgekommen, weil er eine Mauschelle gekriegt hatte, wie sie selten gegeben wurde, der Dritte hatte einen lahmen Fittich davon mit nach Haus genommen, kurz jeder bekam sein Fett weg, aber geglückt hatte es noch keinem. Da kam einmal ein Müllerbursche ins Wirtshaus daher und bleibt da. Des Abends kamen mehrere aus dem Dorf dahin und sprachen davon, dass in der vergangenen Nacht wieder einer fast den Tod daran gelitten hätte. Er läge jetzt noch ganz besinnungslos, und die Kirche wäre auch diesmal nicht erlöst.

»Darf denn da ein jeder hin und die Kirche erlösen?«, fragte der Müllerbursche.

»Jawohl, wer will, kann's versuchen und sehen, wie er den Rest kriegt. Er muss sich aber erst beim Kantor hier melden, dass der die Kirche auf- und zuschließt.«

»Nun«, sagte der Müller, »so will ich's doch auch einmal versuchen, ob ich sie erlösen kann. Wo wohnt denn der Kantor?«

Einer von der Gesellschaft brachte ihn hin, und der Müller sagte dem Kantor Bescheid. Der Kantor aber hatte sein dickes Bedenken und sagte, es wäre aber sehr gefährlich, der Müller möchte sich erst noch einmal bedenken, was er täte.

»Ach was«, antwortet der, »ich fürchte mich vor dem Teufel nicht, und in der Kirche bin ich ja ohnedem vor dem sicher, denn eine Kirche ist dem Teufel sein Lieblingsort gerade nicht, und wer anderes soll mir nichts anhaben. Ich habe derbe Fäus-

te und ein paar stramme Arme, in denen allenfalls eiserne Brechstangen statt der Knochen sitzen. Damit nehm ich's mit jedem auf. Um zehn komm ich und damit gut.«

Er ging wieder zum Wirtshaus, spielte noch bis halb zehn Solo und gewann noch ein paar hübsche Groschen. Wie's zehn schlug, warf er aber die Karten und machte sich zurecht. Er ließ sich erst einen kleinen Kochtopf, dann Wasser und etwas Mehl geben und sagte, er mache sich jede Nacht um zwölf einen Mehlbrei, der bekomme ihm recht gut und davon ließe er auch nicht, auch nicht bei der Gelegenheit. Dann ging er zum Kantor, ließ sich da ein Wachslight geben. Der Kantor schloss auf, der Müller ging hinein. und die Kirche wurde wieder zugemacht. Er steckte sein Licht an, ging in den Beichtstuhl, darin war auch ein Ofen gewesen. Er machte sich Feuer im Kamin an, denn er hatte auch Holz und Feuerzeug mitgebracht und setzte sein Wasser auf, dass es unterdessen kochte. Dann steckte er sich eine Pfeife an, setzte sich auf den Stuhl des Pastors und rauchte so ganz gemütlich, als ob er in seiner Mühle sitzen würde. Da schlug es elf, und er hörte in der Kirche ein geheimes Dustern und Lausen. Er machte deshalb die Beichtstuhltür auf und sah ein Licht unten im breiten Gang und oben auch eins.

*Ei, dachte er, musst doch sehen, was es da gibt.* Er ging deshalb heraus und vor den Altar. Da waren denn eine ganze Menge Leute, alle in Sterbekitteln, wie sie in der Regel in den Sarg gelegt werden, die standen da alle, hatten weiße Mützen auf, Strümpfe und den Sterbekittel an und sahen aus, als hätten sie schon lange im Grab gelegen, grützgrau, fahl und leichenhaft, hatten so glasige Augen, abgemagerte Totenhände. Dabei glotzten sie ihn alle an, als ob sie ihm zu Leibe wollten. Kurz, es war gerade keine Kleinigkeit gewesen, das anzusehen und

dabei zu sein. Wie er sie und sie ihn aber so ansahen, so kam unten aus dem Gewölbe ein Knochengerippe und hatte einen Arm voll Bein Knochen von Menschen und dann einen Totenkopf. Das alles schmiss der Knochenmann unten im breiten Gange hin und setzte die Knochen wie Kegel auf. Zuletzt warf er den Totenkopf herunter nach den anderen, die vor dem Altar stehen. Die fingen nun an zu kegeln, der Knochenmann setzte auf. Wie sie nun alle durch waren und hatten ihre Würfe getan, so fragte der Müller, ob er auch ein bisschen mit kegeln dürfte. Er kegele gern, das mache ihm Spaß. Sie könnten auch nicht ordentlich werfen. Sie sollten mal sehen, wie bei ihm die Kegel fielen. Damit nahm er den Totenkopf, ohne auf ihre Antwort zu warten und warf zu. Gleich lagen alle neun. Die anderen sahen sich an, keiner sprach ein Wort.

Er sprach, ob sie wohl sahen, dass er's könnte, und so kegelte er mit. Die anderen ließen es auch zu, und er warf ganz knubsch.

Da schlug es zwölf, er wusste gar nicht, wo die Stunde geblieben war. Mit einem Mal war alles weg und alles finster.

Da rief er: »Wo seid ihr denn? Das ist aber keine Ordnung, dass ihr weglauft und bezahlt mich nicht. Ihr seid Betrüger. Das hätte ich wissen sollen. Einer hätte gewiss die Butter bezahlen sollen.«

Danach musste er sich zum Beichtstuhl hinfuscheln, da brannte sein Licht, das Wasser kochte, er machte seinen Brei und ärgerte sich noch über den Betrug. Dann aß er seinen Brei, legte sich hin und schlief, bis der Tag sperrweit zum Fenster hereinschien.

Der Kantor kam, schloss die Kirche auf und wunderte sich nicht wenig, wie der Müller frisch und wohlgemut zu ihm kam.

»Na, lebt ihr denn noch?«, fragte der Kantor.

»Freilich«, sagte der Müller. »Betrüger gibt's aber hier auch, schändliche Betrüger, die mich um meinen Kegelprosit beschuppt haben!« Und erzählt, wie's ihm ergangen war.

Der Tag ging hin, und er machte sich des Abends so gegen zehn wieder in die Kirche. Alles ging so wie den Abend vorher. Nur wie er den Totenkopf hinnahm, sprach er, diesmal müssten sie aber rechtlich bezahlen, wenn sie verlören und sich nicht wie die Katze vom Taubenschlag wegmachen. Sonst setze es Kopfstücke.

Die Kegelgesellschaft aber antwortete kein Wort, und so wurde fortgekegelt. Ehe er sich um und auf sah, schlug es wieder zwölf und alle waren wieder fort, die Kirche wieder finster. Und er stand vor dem Altar wie ein Hans Narr, der abermals angeschossen worden war. Voll Grimm und Ärger krapelt er sich wieder zum Beichtstuhl, machte sich seinen Mehlbrei zurecht, aß den, legte sich auf die Bank und schlief die ganze Nacht. Niemand störte ihn, bis am Morgen der Kantor wiederkam und aufschloss. Als er zu ihm kam, so ganz, als wäre ihm nichts passiert, sagte der: »Na, Ihr könnt von Glück reden. Euch ist ja gar nichts darum.«

»Ach, dummes Zeug«, sagte der Müller, »ich ärgere mich nur, dass mich die Spitzbuben wieder um die Kegelgroschen betrogen haben. Die nächste Nacht soll's ihnen aber nicht glücken. Ich habe mir schon was ausgesonnen, das soll mir wohl zu meinem Geld verhelfen und die Kirche erlösen. Hört, Herr Kantor, wenn diese Nacht die Betglocke schlägt um zwölf, dann kommt nur, dann ist's fertig, dann habe ich meinen Willen.« Mit diesen Worten ging er fort.

Am Tag besuchte er die umliegenden Mühlen und holte sich seinen Zehrpennig, des Abends war er aber wieder im Dorf

und ging um zehn zu der Kirche. Der Kantor schloss zu und sagte, er wolle bis um zwölf munter bleiben. Der Müller solle für eine gute Belohnung nicht sorgen, wenn er die Kirche erlöset hätte, sodass wieder Kirche darin gehalten und die Glocken geläutet werden könnten, die bis dahin keinen Ton von sich gegeben hätten. Daran solle er es gerade hören, antwortete der Müller. Sein Erstes wäre, die große Glocke anschlagen zu lassen.

Damit ging der Kantor fort.

Diesmal ging's auch wieder wie die vorigen Abende. Nur fehlte dem einen von der Gesellschaft ein Arm, dem anderen ein Bein, so ging's Neunen. Einer war dabei, der hatte keinen Kopf.

*Halt, dachte der Müller, der hat seinen Kopf zur Kegelkugel hergegeben und die anderen der eine ein Bein, der andere einen Arm. Damit sollst du sie anführen.*

Wie es so gegen zwölf hinkam und es an ihm zu werfen war, dass er eben den Totenkopf hingenommen und in der Hand hatte, da sagte er: »Nun haltet erst einmal. Zweimal habt ihr mich um mein gewonnenes Geld betrogen. Heute kommt's anders. Ich schmeiße nun nicht eher, bis ihr erst das von gestern und vorgestern bezahlt und auch das von heute, denn ihr seht, ich habe wieder eine schöne Zahl gut.«

Wollten sie wohl oder übel, es holte einer einen Geldbeutel unterm Altar vor und zählte ihm eine Menge blanker Taler hin, sodass der Müller dachte: *Nun bist du deinem Schaden beigekommen.*

Als er das Geld beigesteckt hatte, sprach er: »Wir sind aber noch nicht fertig. Jetzt müsst ihr auch die Kirche erst erlösen, dass wieder darin gepredigt werden kann, sonst gebe ich den Totenkopf nicht her. Das erklärt einer von euch dort am Altar,

dass ich es und die anderen hören.«

Sie kratzen sich hinter den Ohren.

Er aber sprach trotzig: »Na wird's bald, es ist gleich um zwölf.«

Es ging also einer an den Altar und sprach mit einer hohlen Geisterstimme: »Wir geben die Kirche der Gemeinde zurück, nachdem wir durch den mutigen Müller dazu gezwungen sind. Amen.«

Da gab der Müller dem, welchem der Kopf gefehlt hatte, den Totenkopf hin.

Der setzte ihn auf und da schlug es zwölf. Alles war verschwunden und der Müller stand wieder im Finstern. Nun ging er wieder in den Beichtstuhl, aß erst seine Mehlsuppe und suchte nun den Glockenstrick im Turm. Dann fing er zu läuten an. Da kam der Kantor, schloss auf und ließ ihn heraus.

Auch noch viele andere Leute waren durch das lange nicht gehörte Läuten aufgewacht und zur Kirche gelaufen und hatten gleich erfahren, was geschehen war. Das ganze Dorf freute sich, dass es seine Kirche wieder hatte, und die Leute hatten ihm ein großes Geschenk zusammen gemacht. Durch das Geld, was er in dem Dorf und bei dem Kegeln bekommen hatte, war er ein reicher Mann geworden und hatte sich nachher die Mühle vor dem Dorf gekauft, die gerade zu verkaufen gewesen war. Ein jeder aber hatte nachher heillosen Respekt vor dem Müllermeister gehabt.

### **Der Förstersohn**

Ein Förster wohnte ganz abgelegen im Wald hier am Harz. Er hatte nicht lange erst geheiratet. Und beiden, seiner Frau und ihm, gefiel es ganz hübsch in der Einsamkeit. Da bekam seine

Frau einen kleinen Sohn, der sollte getauft werden, es fehlten aber die Paten. Lange hatten sich Vater und Mutter damit herumgetragen, wer das Kind wohl über die Taufe heben sollte, sie hatten aber noch immer vergebens davon geredet und immer war noch kein Pate gefunden. Einst ging der Förster auf die Jagd und wie er so allein im Tannenwald dahin ging, kam er wieder mit seinen Gedanken auf dies Kapitel und bat den lieben Gott, er möge ihm aus der Verlegenheit helfen. Kaum hatte er aber dies getan, so kam ein baumlanger Mann auf dem Waldweg daher gegangen, das war ein Riese, grüßte den Förster und sagte: »Lieber Förster, Ihr habt jetzt ein absonderliches Gebet zu Gott getan. Ich weiß, was Ihr wollt, ich biete mich zum Paten Eures Söhnleins an. Seid ihr's zufrieden, so komm ich nächsten Sonntag in die Kirche, dann kann die Taufe vor sich gehen.«

Der Förster stutzte erst, doch freute er sich auch gleich über das Wort und sagte ja.

Der Riese wünschte ihm glückliche Jagd und verschwand.

Den Tag hatte der Waidmann ganz unvernünftiges Glück. Drei Hirsche und dazu die allergrößten mit den stärksten Geweihen fanden ihren Tod durch ihn und lagen auf der Stelle, wo sie getroffen waren. Das war eine Freude, als der Förster des Nachmittags nach Hause kam und der Jägerbursche mit dem Pferd fort musste und ein Tier nach dem anderen nach Hause brachte, eins immer schwerer als das andere. Der Förster hatte genug zu tun, die Hirsche zu zerwirken. Des Abends spät war er erst mit der Arbeit fertig. Dazu kam noch die frohe Aussicht, dass auf nächsten Sonntag der Kleine getauft werden sollte und dass der Pate so leicht gefunden und gewiss nichts Gewöhnliches war.

Der Sonntag kam. Die Hebamme mit dem Förster und des-

sen Frau machten sich recht blank, der Vater zog sein bestes Jägerhabit an und die Frau Försterin hatte ihre schönste goldene Mütze auf und einen grünseidenen Rock mit einer Kontusch an von eben demselben Zeug. So ging es zur Kirche. Als sie ankamen, zogen eben die Leute aus der Kirche heraus in ganze Scharen, denn dazumal ging man recht fleißig zur Kirche und war gottesfürchtiger als heute. Als nun die drei hineinkamen in das Gotteshaus, stand schon der Riese an einen Pfeiler gelehnt und wartete.

Der Förster ging auf ihn zu und führte den Paten zur Mutter und sagte: »Dieser Herr will unser Kind aus der Taufe heben.«

Die Frau Försterin machte einen tiefen Knicks und dankte im Voraus für die große Wohltat, die der Riese ihrem Kind und ihnen erweisen wollte.

Der Pate aber antwortete, sie und er würden noch einmal große Freude an ihrem Kind haben, denn der Knabe würde noch einmal was Rechtes werden, was aber, das würden sie später noch gewahr werden.

Sie traten nun vor den Altar. Der Prediger hielt eine recht schöne Taufrede, das Kind wurde getauft und danach gingen sie miteinander aus der Kirche. Der Pate steckte dem Täufling etwas ins Wickelband, sagte dann Adieu und ging. Wohin, das hat niemand erfahren, auch hat ihn der Förster nie wiedergesehen.

Gut. Das Kind wuchs zusehends und wurde ein prächtiger Junge. Kaum hatte er das zehnte Jahr erreicht, da bat er den Vater, ihn mit zur Jagd zu nehmen, denn schießen hatte er schon gekonnt wie ein Alter.

Der Vogel in der Luft war reif gewesen, wenn der Junge nach ihm gezielt und geschossen hatte. Natürlich nahm ihn der Vater auch mit, gab ihm das leichteste Gewehr, was er gehabt

hatte, und der Sohn erlegte gleich, als sie sich angestellt hatten, einen recht feisten Rehbock. Der Vater musste aber leer nach Hause. So war es jedes Mal, wenn der Junge mit seinem Vater auf die Jagd ging, sodass er ihn endlich gar nicht mehr mitnehmen wollte, denn das grollte, wenn der Junge immer etwas schoss, und der Alte noch nicht einmal ein Stück zu sehen kriegte.

So wurde der Sohn vierzehn Jahre, ging zur Konfirmation und kam bei einem anderen Förster als Jäger in die Lehre. Nach einem Jahr hatte er schon ausgelernt und kam bei einem Grafen als Jäger in Dienst. Es dauerte gar nicht lange, so war er als der beste und geschickteste Jäger weit und breit berühmt und keine Jagd wurde im Harz gehalten, bei der er nicht anwesend war. Einst sagte er zu seinem Herrn, er wolle einmal eine recht weite Tour machen und in ein paar Tagen nicht zurückkommen, denn die Hirsche in der Gegend wären alle zu klein, er wolle sich einmal einen recht starken suchen. Weit weg sollten ganz mächtige Hirsche gehen. Der Graf hatte nichts dagegen, und so ging der Jäger mit seinem Gewehr auf der Schulter fort. Die erste Nacht hatte er sich unter einer dicken Tanne ein Bett zurechtgemacht und lag hingestreckt auf weichem Mooslager und schlief. Des Nachts, es war so ungefähr Mitternacht gewesen, und der Mond hatte über Berg und Thal geschienen, da wurde er geweckt und sah, dass ein baumlanger Kerl vor ihm stand und sprach, es zieme sich nicht für einen Jäger, wenn der bei so heller Mondnacht läge und schlief. Er solle aufstehen und mit ihm weiterrecken. Das war Wasser auf seine Mühle gewesen.

Gleich war der Jäger auf und nun ging es leise fort. Kaum waren sie aber eine viertel Stunde gegangen, so hörten sie ein wildes Schwein grunzen und nicht lange danach sahen sie ei-

nen ungeheuren Eber aus der Hecke kommen. Der Jäger zielte und drückte ab, das Tier tat noch einen Satz und verendete. Nun ging es gleich hin und da lag das größte Schwein, was je angeschossen worden war.

Da sagte der Riese zum Jäger: »Du hast deine Sache gut gemacht. Dieser Eber ist ein böser Zauberer gewesen, der sich des Nachts in allerlei Getier verwandelt hat. Diesmal ist es ein Eber gewesen. Du bist dazu ausersehen, ihn zu fällen und seinen Zauber ferner zu brechen. Komm mit und sei stark und mutig, ich stehe dir bei der verzweifelten Geschichte bei. Du hast noch ein saures Stück Arbeit vor dir, es hängt aber dein Glück und dein Leben davon ab. Siehst du dort jenes große Haus? Das ist ein Schloss, das er verwünscht hat, darin liegt ein König verwünscht, und dieser Wald ist eine ganze verzauberte Stadt, die du erlösen musst. Es gelingt dir aber, wenn du mir folgst, ich stehe dir bei. Du darfst darin essen, aber nicht trinken, du darfst das nicht tun, was man dir sagt, aber selbst das Gegenteil immer vollbringen; in den ersten drei Nächten nicht schlafen, wohl aber bei Tage ruhen.«

So kamen sie vor das Haus. Alles war zu, Tür und Fenster wie festgemauert. Der Riese schlug die Tür auf und winkte dem Jäger, hineinzugehen. Der tat es. Er war aber kaum über die Schwelle, so schlug die Tür wieder zu, und er war darin in der Finsternis. Er tastete umher und fand am Ende eine Tür, die war aber zu und ging nicht auf, dann noch eine, die auch nicht aufging. Dann kam er an eine Treppe, die ging er hinauf und trat in einen Saal, der strahlte von lauter Lichtern und Gold und Silber. Auch standen da große Kästen, die waren offen und über und über gefüllt mit Goldstücken und Edelsteinen, blitterblank.

Ha, dachte er, das ist nicht übel, davon sollst du dir genug

nehmen und sehen, wie du wieder herauskommst, dann kann das Schloss erlösen, wer will.

Er stopfte sich seine Jagdtasche und seine Taschen voll und wollte nun wieder fort, ging aus einem Zimmer in das andere, von welchen eins immer schöner als das andere war und kam am Ende in einen großen Thronsaal. Da stand ein Sarg und darin lag eine Leiche auf dem Paradebett, eine weiße Gestalt. Der Jäger erschrak erst darüber, dann aber trat er näher dabei hin und besah sie von oben bis unten. Als er so dastand, richtete sich die Gestalt im Sarg auf und fragte, was er hier wolle, was er hier mache. Er antwortete, er wolle das Gold, was er da im Holster hätte, hinaustragen. Die Türen wären aber alle zu.

Da sprach die weiße Gestalt: »So ist es recht, so will ich es haben. Du kommst so nicht weg.«

Darauf legte sie sich wieder zurück und war tot. In dem Augenblick aber kam eine ganze Menge Zwerge, die trugen was zu essen auf, den Tisch ganz voll und setzten den schönsten Wein dabei.

»Komm, guter Freund, und iss und trink. Das Essen ist fett, der Wein ist gesund, pflege dich.«

Auch setzten sie sich mit hin und aßen und tranken. Dem Jäger schenkten sie auch das Glas voll. Er aber sagte, er möchte keinen Wein, er könne ihn nicht vertragen. Überhaupt tränke er gar nicht. Gegessen hatte er aber tüchtig. Es hatte ihm geschmeckt und er war ungeheuer hungrig gewesen. Sie nötigten ihn zum Trinken immerfort, er tat ihnen aber den Willen nicht. Als er nun satt war und noch immer nicht getrunken hatte, da war es mit einem Mal aus, der lange Tisch mit den Speisen und Weinen und die Lichter, und die ganze kleine Gesellschaft war weg. Da saß der Jäger im Finstern, dass ihm Zeit und Weile lang wurde. Alles war totenstill. Er aber blieb mun-

ter, bis das Morgenrot heraufkam und freundlich durch die großen Spiegelfenster des Hauses schien. Ein jeder freut sich, wenn die Sonne recht rein und schön aufgeht. Unser Jäger freute sich aber umso mehr darüber, dass die erste Nacht ihm ohne Schaden abgelaufen war. Er dachte noch mit Freude darüber nach, da richtete sich die weiße Gestalt wieder auf und sagte: »Es ist dein Glück, dass du nicht eingeschlafen bist. Mach's künftig wieder so; und überhaupt so lange, bis du den Zauber gelöst hast. Jetzt kannst du ohne Nachteil schlafen.«

Darauf sank sie wieder auf ihr Totenlager zurück.

Er suchte sich ein recht schönes, weiches, seidenes Sofa aus, legte sich darauf und schlief ein. Gegen Nachmittag wachte er neugestärkt wieder auf. Der Tisch war gedeckt und mit den schönsten Speisen gespickt. Unser Jäger ließ sich nicht lange nötigen und langte frisch zu. Alles war still und tot um ihn her. Da er nun nichts zu tun hatte, so ging er das Haus durch und kam endlich auch in die Küche. Hier sah er mehrere Wachskerzen stehen. Diese nahm er und trug sie hin auf sein Zimmer und setzte sie auf den Tisch, damit, wenn es dunkelte, er sie anstecken könne und nicht wieder im Finstern zu sitzen brauche. Beim Abendbrot kamen die Zwerge allesamt wieder, waren fröhlich und lustig, tranken tapfer und wollten ihn auch dazu haben. Er tat ihnen aber wieder den Willen nicht. Da es nichts half, so waren sie mit einem Mal wieder fort und keiner wusste, wo sie geblieben waren. Er aber machte sich Licht an und war guter Dinge. Da schlug es elf. Auf der Treppe draußen wurde Gepolter und da brachte man mehrere Hackeklötze herein. Auch kam so ein kleiner Kerl, hatte eine weiße Schürze vor und ein langes Messer in der Hand und kam auf den Jäger los.

Die anderen kamen auch und sagten: »Jetzt wollen wir dich

schlachten.«

»Oho«, sprach unser Herr Jäger, »Menschen schlachtet man nicht, aber Schweine.« Wenn sie schlachten wollten, so wolle er ihnen sagen, unten hätte er Schweine am Nachmittag grunzen hören, die sollten sie holen und schlachten. Er wolle tüchtig mithelfen, Wurst zu machen, das wäre sein Pläsir. Er nahm das Licht und sagte, sie sollten mitkommen. Stechen müssten sie die Schweine unten. Wurst machen könnten sie oben, da sie Klötze einmal oben hätten.

Sie folgten ihm auch, die Hintertür war offen, sie gingen hin zum Schweinestall, holten da ein recht fettes Tier heraus, das kaum gehen konnte. Auf der Diele unten wurde es abgetan und dann hinauf gebracht. Es wurde alles zerschnitten und auf die Klötze gebracht und gehackt.

Der Jäger war immer frisch dazwischen und gab dem dies, dem anderen das dabei zu tun. Das war ein Leben und Gehack gewesen, dass das ganze Haus davon dröhnte. Dann wurde die Wurst in die Därme gemacht und gerade, als die letzte Wurst fertig gebunden war und in einer großen Schlachtmulde lag, die der Jäger gerade in der Hand hatte und forttragen wollte, schlug es zwölf, und siehe, alle Klötze, alle Schlächter und Gehilfen waren wieder fort, und der Jäger stand da mit seiner Mulde in der Hand im Finstern. Ganz ruhig setzte er seine Mulde auf die Erde, machte sich Licht an, sah um sich herum und bedauerte, dass er allein den übrigen Teil der Nacht so zubringen musst. Was wollte er machen, es war nun einmal so. Er konnte es nicht ändern. Bei der Langeweile, die er hatte, probierte er die frisch gemachte Wurst, und sie schmeckte ganz kapital.

Als er sie probierte, richtete sich die weiße Gestalt wieder auf und sagte, er möchte sie doch auch einmal kosten lassen.

»O«, sagte er, »wer tot ist, braucht nichts zu essen.«

Da tat sie einen tiefen Seufzer, legte sich zurück und war wieder tot. Obgleich er sich schon an die Gegenwart der Leiche gewöhnt hatte, so überlief es ihn aber doch eisig kalt und bald reute es ihn, dass er ihren Wunsch nicht erfüllt und ihr nicht ein wenig frische Wurst gegeben hatte. Doch dachte er, du durftest das ja nicht tun, sonst könntest du sie nicht erlösen.

Die Nacht ging so wieder hin, ohne dass noch etwas passierte. Als es wieder hell war, legte er sich wieder zur Ruhe und schlief ungestört bis zum Mittag. Er stand dann auf, aß sich wieder satt und durchwanderte das Haus.

Ach, allenthalben war alles eine Pracht, so schöne Möbel und Geräte standen da auf den feinsten Tischen, die Wände waren mit goldenen Tapeten beklebt und Spiegel hingen daran, die bis auf die Erde reichten. Mit dem Sehen vertrieb er sich die Zeit bis zum Abendessen. Heraus hatte er aber nicht gekonnt. Des Abends fand er wieder seinen Tisch gedeckt, er sättigte sich wieder und holte wieder einige Wachskerzen aus der Küche herauf. Als es abends elf Uhr war, wurde es wieder draußen lebendig, und nun kam die Gesellschaft der kleinen Kerle herein, die bei Tisch diesmal gefehlt hatte. Sie sahen aber alle so ärgerlich und ernst aus, dass dem Jäger ordentlich zu grauen anfang. Sie traten alle um ihn herum und sagten, sie wollten ihm diesmal die Haare vom Kopf sengen. Er solle aber ja stille halten, sonst koste es ihm das Leben.

»Das tut doch«, antwortete er. »Wartet, ich will euch einmal die Haare vom Kopf sengen, wie euch das gefällt. Glaubt nicht, dass ich mir von euch etwas gefallen lasse.«

Da wollten sie mit Gewalt an ihn. Er aber nahm sein Licht und steckte dem ersten Besten und dann dem Zweiten und

Dritten die Haare auf dem Kopf an, dass sie schreiend und winselnd davonliefen. Einer davon stürzte sich verzweifeln, brennend auf die Leiche, die Totentücher fingen Feuer, das griff mit Blitzesschnelle um sich, der Tote richtet sich auf und kam brennend mit feurigen Krallen auf den Jäger zu. Dieser, vom Feuer getrieben, flüchtete selbst ans Fenster und wollte in der Angst hinauspringen. Da fasste ihn das Gespenst hinten am Kleid. Er aber zog seinen Hirschfänger und haute verzweifelt um sich. Alles, was ihm zu nahe kam, musste stürzen. So haute er dem Gespenst und auch vielen anderen, die ihn fassen wollen, die Hände ab und kam glücklich ans Fenster. Das tat sich auf und siehe ...

Davor stand der Riefe, des Jägers Freund und Pate, und sagte: »Hast es gut gemacht!« Er fasste zu und riss ihn aus dem brennenden Haus heraus. »Sieh«, sagte er, »dies alles konnte nur durch Feuer und Schwert erlöst werden, das ist dir so weit gelungen.« Dabei strich er ihm das Feuer am Leibe aus, denn der Jäger hatte auch schon über und über gebrannt, und trug ihn fort.

Die letzten Worte hatte der Jäger noch gehört, dann war er aber in Ohnmacht gefallen und hatte nicht gewusst, was weiter mit ihm geschehen war, nur hatte er noch mit knappem Bewusstsein das Haus auch in Flammen stehen sehen. Das war das Letzte gewesen. Als der Jäger wieder erwachte, lag er in einem schönen seidenen Bett, die Diener und Ärzte standen an seinem Lager und verbanden seine Brandwunden. Alle waren so besorgt um ihn. Es war ein Rennen und Laufen im Haus und auf der Straße, dass er gar nicht wusste, wie ihm widerfuhr.

Endlich fragte er, wo er denn wäre, was mit ihm geschähe.

Da hieß es denn, wie sich Se. Majestät befände.

O, sagte er, sie möchten doch keine Komödie mit ihm spielen, er wäre ja der gräfliche Jäger von da und da; wie sie ihn Majestät nennen könnten.

Die Leute wollten sich aber nicht irre machen lassen und sagten, er wäre ihr lieber guter König, die Stadt und alle Hofbeamten freuten sich, dass er bei dem Brand nicht umgekommen wäre. Der Haushofmeister habe ihn ja gerettet, sonst wäre er mit verbrannt. Sein Militär juble und freue sich, dass er wieder zu sich gekommen wäre. Er möge ans Fenster treten, damit ihn das treue Volk einmal wieder sähe. Dann wäre Freude über Freude.

Das tat er denn auch.

Als er ans Fenster trat und das Volk ihn sah, da schrie alles aus vollen Kehlen: »Vivat hoch!«

Das Militär stand vor dem Schloss in Parade.

Kurz und gut, der Jäger ward König geworden und auch geblieben. Hatte darauf seine Eltern zu sich kommen lassen, die hatte es auch bei ihm gut gehabt.

Und der Riese, sein Pate, kam noch einmal zu ihm, als er in einem hohen und glücklichen Alter starb und sprach: »Habe ich nicht recht gehabt, als ich sagte, aus dir würde noch einmal was Rechtes werden.«

## **Die goldene Rose**

Ein Förster hatte drei Töchter, die Jüngste davon war die Hübscheste und die Beste, eine brave Seele. Deshalb hatte sie aber auch Vater und Mutter lieber, wie die anderen. Die Zweite war ein pockennarbiges und hämisches Mädchen. Die Älteste, nun das ging, man konnte sie nicht schön und auch nicht gut nennen. Kurz, das Jüngste hatte der Vater am liebsten und

fragte dasselbe, als er einst auf die Jagd ging, was er ihm mitbringen solle.

Das Mädchen legte sein Köpfchen an des Vaters Schulter und sagte so recht schmeichelnd: »Bring mir eine goldene Rose mit.«

»Das wird schwerlich gehen«, sagte der Vater, »denn goldene Rosen sind selten. Ich will es aber versuchen.«

Nun ging er fort und dachte immer an die Rose, die er seiner Tochter mitbringen sollte, sah sich auch um danach, fand aber kaum einen Hagebuttenstrauch, der Klatschrosen hatte, aber noch nicht einmal eine gewöhnliche, viel weniger eine goldene Rose. Die Jagd hatte er ganz vergessen. So wollte er schon umkehren, weil ihm alles vergeblich dünkte. Da dachte er wieder an sein Töchterlein, dass das deshalb vielleicht traurig werden könnte und wendete wieder um. Er wollte nochmals sein Heil versuchen und schlug sich seitwärts in den Wald hinein, wo er Jahre lang nicht gewesen war. Zu seiner Verwunderung kam er an ein Schloss, das er noch gar nicht gesehen hatte. *I*, dachte er, *das musst du dir näher ansehen*. Er geht hinein, kein Mensch ist drin, dagegen findet er schöne Zimmer mit herrlichen Sachen, Tischen, Stühlen, Sofas, großen Spiegeln und dgl. Auch kommt er in einen Speisesaal, da steht ein großer Tisch mit den köstlichsten Gerichten. Die Braten dampfen, sodass es unser Förster nicht verschmählt, er setzt sich und lässt es sich wohl schmecken, wenn ihn auch keiner dazu nötigt, denn es ist niemand da gewesen. Der Wein ist feurig, und er schenkt flott ein. Nach einer Stunde, da ist der Wein sein Meister geworden, er muss sich hinlegen, so schwer ist ihm der Kopf. Er sucht sich ein Bett aus, legt sich gespornt und gestiefelt hinein und schläft, dass ein Auge das andere nicht sieht. Am folgenden Morgen wacht er erst wieder auf, als die Sonne über Berg

und Tal scheint.

»Das heiß ich geschlafen«, sagt der Förster, steht auf und tritt ans Fenster, um zu sehen, wo er ist und wie es außerhalb aussieht. Dabei wird er im Garten, in den er gerade hineinsehen kann, einen Rosenstock gewahr, der über und über voll goldener Rosen hängt. Den sehen, hinuntergehen und die Beste davon abschneiden, ist das Werk von einigen Minuten. Kaum hat er aber die wunderbar schöne Blume in der Hand, so steht ein raues Ding vor ihm, sieht aus, wie der glünige Teufel und spricht: »Entweder du musst sterben, der du die Rose gepflückt hast, oder du versprichst mir die, welche die Rose haben soll.«

Wer will nun aber gern sterben? Er verspricht also dem Teufel seine Tochter. Nun macht sich der Förster auf und geht nach Hause. Unterwegs kommt er erst recht zur Besinnung darüber, was er gemacht und gelobt hat. Vor tiefem Kummer fängt er zu weinen an und tritt, ohne dass er weiß, wie sehr er sich gemutpresst hat, in die Stube seiner Tochter und gibt ihr die Rose. Voll Freude dankt ihm die Tochter, voll Traurigkeit fragt sie, warum er geweint hat. Da sagt er es. Die Tochter aber spricht, er solle nur nicht bange sein, sie wolle es machen. Sie wüsste ein gutes Mittel, das helfe gegen Tod und Teufel, das angewandt, würde sie auch von dem rauen Ding befreien. Darauf steckt sie sich die Rose vor die Brust, geht fort, singt und trällert und zeigt den anderen die Wunderblume. Am anderen Tage kommt eine Kutsche mit vier Schimmeln vor das Försterhaus. Heraus steigt ein kleines Männchen und bittet die jüngste Förstertochter, mit einzusteigen. Ihr Vater hätte ihr ja wohl Bescheid gesagt. Ja, sagt sie, nur müsse sie sich erst anziehen. Das tut sie. Das beste Kleid, was sie hat, zieht sie über und steckt die goldene Rose vor die Brust, nimmt dann von dem

Vater, der Mutter und den Schwestern Abschied und steigt in den Wagen, der auch ganz mit Rauwerk ausgeschlagen ist. Der Kutscher schlägt die Pferde an und fort geht es im sausen den Galopp. Nach langem Fahren hält die Kutsche, und das Männchen steigt mit der Förstertochter aus und führt sie in ein großes schönes Schloss, dann in eine Stube, die so schön eingerichtet gewesen ist, dass eine Königin darin hätte wohnen können.

Dann sagt das Männchen: »Jetzt verlass ich dich. Was man dir befiehlt, das tue ja, wenn dir dein Leben lieb ist. Ich werde dir beistehen.«

Kaum wird es Nacht, so kommt ein raues, ungestaltetes Ding in die Stube, tritt vor die Förstertochter und zapft ihr drei Tropfen Blut ab und spricht: »Hier bring ich dir Garn, davon musst du bis morgen früh zwölf Paar Strümpfe gestrickt haben. Hörst du?«

Vor Schrecken spricht das Mädchen, ja. Darauf ist der Unhold verschwunden. Als sich das arme Mädchen von seinem Schrecken erholt hat, macht es sich gleich an die Arbeit. Es wird um acht, um neun, um zehn, da hat es erst einen Strumpf fertig, und das ist rasch gegangen. *Lieber Gott, denkt es, nun erst einen Strumpf fertig und bis morgen früh noch dreiundzwanzig - das ist rein unmöglich. Doch du sollst es nicht an dir fehlen lassen. Gott wird dir beistehen, der verlässt dich nicht, das ist dein einziger Schutz.*

Kaum hat es das gedacht, so tritt das kleine Männlein zu ihm ein, ganz in Weiß gekleidet und spricht: »Komm, gutes Kind, ich steh dir bei.«

Dann setzen sich beide hin und fangen an zu stricken, dass die Sticken klappern, als wenn es die beste Musik wäre. In der Zeit von einer Stunde liegen alle zwölf Paar Strümpfe fix und

fertig zusammengebunden da. Dem geängstigten Mädchen ist es, als wäre ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen. Im Stillen dankt es Gott und laut sagt es dem kleinen Männchen seinen Dank und bittet dasselbe, ihm doch immer so beizustehen und ihm Rat und Tat zu geben.

Das verspricht denn auch der Kleine und sagt zuletzt: »Nun kannst du dich doch hinlegen und noch ein gut Teil schlafen.«

Morgen früh solle es aber hinabgehen in den Garten und vor den Rosenstock hintreten und sprechen: »Ich soll dich erlösen, und du sollst mich erlösen.« Dann würde aus dem Rosenstock heraus ein hässliches Katzengesicht schauen, das solle es küssen, sich aber ja nicht fürchten oder bange sein.

Das Mädchen sagt, ja, das wolle es gerne tun, wenn es nur mit dem Leben davonkäme.

Darauf sagt der kleine Mann, das hätte nichts zu sagen. Es müsse ihm nur folgen. Nun sagt das Männlein gute Nacht und ist verschwunden.

Das Mädchen legt sich ins seidene Bett, was da steht, und schläft darin ruhig und ungestört bis zum anderen Morgen. Dann steht es auf, zieht sich an und geht hinab in den Garten. Da steht der Rosenstrauch mit den prächtigsten goldenen Rosen. Ohne Angst und Furcht pflückt sich die Förstertochter die beste Rose ab und spricht: »Ich soll dich erlösen, und du sollst mich erlösen.«

In dem Augenblick glotzt sie aber ein glubsches Katzengesicht an. Die Erschrockene tritt aber näher und küsst das Katzengesicht. Da ist es verschwunden, und ihre gepflückte Rose sitzt wieder an ihrer Stelle. Der Tag geht wieder so hin, der Abend kommt heran, und das arme Mädchen wartet, was ihm heute Abend aufgehoben sei. Kaum hat es sieben Uhr geschlagen, so tritt das hässliche Ding wieder zur Tür herein und

bringt ihm zwölf Bettüberzüge, die müssten bis morgen früh fertig genäht sein; dann ist es verschwunden. Das arme Mädchen quält daran und hat bis zur Mitternacht erst einen Überzug fertig. Da kommt aber das kleine Männchen wieder und im Um- und Aufsehen sind die Bettüberzüge fertig. Dann sagt das Männchen: »Jetzt leg dich zur Ruhe, morgen früh geh in den Garten, pflück dir wieder eine Rose und sage dabei: ›Heum, Heum, Heum, komm und lass dich frein.‹ Und was aus dem Rosenstock herauskommt, das küsse ohne Furcht.«

Das Mädchen folgt dem Männlein, und als es die Rose am anderen Morgen pflückt und dabei die Worte sagt, da kommt ein grimmiger Bär aus dem Rosenstock. Ohne Furcht aber fasst es ihm an den Kopf und küsst ihn. Da ist er verschwunden. Die gepflückte Rose sitzt wieder an dem Rosenstock. Jetzt bezieht sich die Förstertochter den Garten erst genau, der ist voll der schönsten Blumen. Darin bringt sie den ganzen Tag zu. Am Abend geht sie wieder ins Schloss und um sieben kommt das gefährliche Ding wieder, nimmt, so wie den vorhergehenden Tag die Strümpfe, diesmal die Bettüberzüge und gibt dem Mädchen zwölf Hemden zu nähen, die wieder bis zum anderen Morgen fertig sein müssten. Alles geht so wieder, wie die vorhergehenden Tage, und spricht das Männchen, als die Hemden fertig sind: »Morgen früh, wenn du in den Garten zu dem Rosenstock kommst und pflückst dir die Rose, dann sage ›Ich soll dich erlösen, du sollst mich erlösen.‹ Dann werden alle Blätter und Rosen abfallen. So wie das geschähe, dann sprich weiter: ›Heum, Heum, Heum, komm und lass dich frein!‹ Was dann geschieht, das umarme und küsse es.«

Das Mädchen folgt getreulich, und als es am anderen Morgen vor dem Rosenstock gestanden und die letzten Worte gesprochen hat, da steht vor ihm ein wunderschöner Prinz, der

umarmt sie auch, herzt und küsst sie und führt sie ins Schloss, da sind so viele Diener und Herrschaften, und das Schloss ist erlöst. Oben auf der Stube, wo die neue Königin wohnen soll, da liegen aufs Schönste gestrickt und genäht das Dutzend Strümpfe, die sie gemacht hat und daran steckt eine goldene Rose, ebenso das Bettzeug und die Hemden, an jedem eine goldene Rose. Und zum ewigen Andenken, wie der Teufel überwunden wird durch Gottvertrauen und zum immerwährenden Dank für den großen Mut seiner Frau nimmt der junge König eine goldene Rose in seinem Wappen auf. Diese Rose sieht man noch oft in schönen Wappen. Das kommt bloß daher.

### **Der Doktor**

Es ist einmal ein Doktor gewesen, der hat mehr gekonnt als Brotessen. Der ist heillos gelehrt und klug gewesen. In seinen langen, langen Dienstjahren ist ihm vieles und manches vorgekommen und hat er manches in seinen Büchern gefunden, auf welches hunderte von Doktoren nicht kommen. Er hat aber auch, wenn er zu Hause gewesen ist, fleißig studiert und dadurch hat er oft Unmögliches möglich gemacht. Auf diese Art ist er nach vielem Forschen dem Ding auf den Grund gekommen, dass es möglich ist, wenn man einen lebendigen Menschen tötet und in Wurststückchen zerhackt, diesen Brei in ein großes, großes Glas tut und tagtäglich mit einigen Tropfen von einer Flüssigkeit bespritzt, die er dazu express gemacht hat, der zerhackte Kram wieder zusammenwächst, der vorige, aber weit gesündere Mensch und auch hübsch und lebendig wird. Eine Probe damit zu machen, fragt er seinen alten Diener, ob er sich wohl dazu hergeben wolle. Er solle auch dreitausend

Taler haben und dann nicht mehr als Diener, sondern als großer Herr leben.

Dem Diener kommt die Geschichte aber doch zu wackelig vor und er antwortet, er wolle nur Diener bleiben. Dies wäre gewiss, das andere ungewiss. Er hätte nur ein Leben zu verlieren. Danach sucht der Doktor andere dazu zu kriegen, was er den Leuten aber auch verspricht, keiner ist dazu zu bewegen. Weil sich nun keiner zu dieser Probe hergeben will, so will er es durch seinen Diener an sich selbst probieren lassen. Dieser will aber auch nicht daran. Endlich, nachdem er ihm sein ganzes Vermögen versprochen und gerichtlich zugesichert und eben so fest gemacht, dass, wenn es nicht gelänge, ihm nichts getan werden solle, so lässt sich der Diener dazu bewegen. Der Doktor sagt ihm, er solle ihn förmlich schlachten, wie ein Schwein, sein Fleisch abschälen und klein hacken, seine Knochen zerstampfen und dazwischen werfen und die ganze Kaltschale in das große Glas tun, was da im Eckschrank stände, ja aber alle Tage von den Tropfen etliche darauf träufeln und bei Leib und Leben danach sehen, dass niemand an den Schrank käme und ihn anrühre. Geschähe dies, so sänke die Masse zusammen und alles wäre vergeblich. Folge der Diener aber seiner Vorschrift genau, so würde er in dem großen Glase nach und nach seine vorige Gestalt annehmen, größer werden, dann auch erst ein schwaches, darauf kräftigeres Leben bekommen und so nach einem Jahr als ein kerngesunder, neuer, aber derselbe Mensch aus dem Glase wieder glücklich heraussteigen.

Der Diener verspricht, ja er beschwört aufs Heiligste, alles genau so machen zu wollen, wie es befohlen wäre. Hierauf gehen die beiden miteinander zum Rathaus, und die Geschichte wird vor Gericht in Ordnung gebracht. Man will den Doktor erst von seinem Vorhaben abbringen, er lässt sich aber nicht

irre machen. Er verschreibt seinem Diener seine ganzen Habseligkeiten, und das ist nicht wenig gewesen und dann gehen sie wieder nach Hause. Nun macht der Doktor noch alles zurecht, übergibt dem Diener die Schriften, sein Geld und was er sonst hat, und der Bedienstete muss ihn dafür schlachten, und so lohnen, wie es der Herr befohlen hat. Alles geschieht aufs Genaueste, denn der Diener ist ein treuer Diener gewesen, der es brav mit seinem Herrn gemeint hat. Als er nun die ganze Masse von dem Leib feines Herrn in das große Glas in dem Eckschranke getan und das erste Mal mit den Tropfen begossen hat, so schließt er nicht allein den Schrank und die Stube, sondern auch alle Fenster und Türen des Hauses fest zu und setzt sich hintenaus in ein kleines Zimmer und besorgt da seinen kleinen Haushalt. Nach vier Wochen sieht er schon, wie sich die Masse in dem Glas verwandelt und zu gestalten sucht. Nach acht Wochen sieht er schon den Kopf daraus heraufkommen. Nach einem Vierteljahr wird der Kram einem Menschen ähnlich und nach einem halben Jahr sieht er schon einen vollkommenen Menschen im Glas stehen, der aber kein Leben hat. Die Freude des Bedienten ist unbeschreiblich, er kann gar nicht mehr in seinem Wohnzimmer bleiben, er muss immer vor dem Schrank stehen und seinen lieben Herrn anstaunen und sehen, wie er immer vollkommener, ja ihm ähnlicher wird.

Nach einem Dreivierteljahr fängt der Mensch auch schon an bisweilen zu zucken, die Augenlider und Augen bewegen sich auch ab und an, und der Diener hat nun die Gewissheit, dass er seinen alten Herrn nach einem Vierteljahr gesund und wohl wieder bekommt. Da wird auf einmal Krieg im Land. Der Feind kommt auch noch hierher und belagert die Stadt. Da sie sich aber nicht ergeben will, so wird sie erstürmt und geplün-

dert. Die Feinde dringen auch in das Haus des Doktors, zerschlagen alles und kommen auch an den Schrank, in welchem der Doktor steht, schlagen ihn auf und so stürzt die ganze Geschichte zusammen. Auch dem armen Diener wird alles genommen, was die Soldaten finden, und so ist dieser seinen Herrn und dessen ganzen Reichtum los. Als alles wieder ruhig ist, da hat dieser diese Geschichte oft erzählt und so ist sie von Mund zu Mund gegangen, bis sie hier aufgeschrieben und nun zu lesen ist.

### Die schöne Prinzessin

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, zwei kluge und einen dummen, die stritten sich darum, wer von ihnen einmal das Königreich bekäme. Der Alte hatte darüber viel Ärger und Verdruss, denn keiner von den dreien wollte dem anderen nachgeben, selbst der Dumme war bisweilen der Schlimmste. Einst sagte der alte König, der da merkte, dass er bald sterben müsste: »Ihr alle drei sollt erst einmal in die Welt hinausgehen und euch etwas versuchen. Bei der Gelegenheit sollt ihr mir aber etwas mitbringen, und wer mir das Beste bringt, der soll das Königreich nachher haben. Das erste Mal sollt ihr mir einen Hund mitbringen.«

Sie machten sich also alle drei auf und fort ging es. Der Zweite nahm den Dummen bei der Hand und zog fort.

Eine ganze Ecke ging es gut, nachher dachte aber der Zweite: *Was soll ich mich mit dem dummen Pinsel schleppen. Er ist mir doch nur im Wege und hinderlich. Ich tue am besten, ich lass ihn laufen, wohin er will, und ich geh hin, wo ich will.*

Und das tat er auch. Er ließ also seinen dummen Bruder im Wald sitzen und ging fort. Als der Dumme aufwachte, war es

finster, und er war allein im Wald. Deswegen stieg er auf einen Baum und sah in der Ferne ein Licht. Er stieg von dem Baum herunter, ging dem Licht nach und nach einem Haus. Nun klopfte er an, es wurde auch aufgemacht, und er sah weiter nichts, als Hände, aber keine Leute. Er ging in die Stube, da war alles hübsch, es standen schöne Tische und Stühle da, auch ein weiches, mit Seide überzogenes Sofa. Die Wände waren mit goldenen Tapeten beklebt, es hingen die herrlichsten Spiegel und Bilder an der Wand. Man sah aber keinen Menschen. Der Dumme setzte sich ins Sofa, vor dem ein blanker Tisch, auf dem das Licht stand, ein Wachslicht. Kaum hatte er sich hingesetzt, so brachten die Hände die feinsten Speisen an. Ach, Braten, die einen jeden anleckerten, und Wein, das war eine Pracht, und setzten das alles auf den Tisch. Auch Teller und Messer und Gabeln, zwei Paar. Es war immer nichts weiter zu sehen, als die Hände, die das brachten. Der Dumme wartete nicht, bis er genötigt wurde. Er schnitt sich ein tüchtiges Stück Braten ab und goss sich ein Glas Wein ein. Kaum hatte er aber das getan, da schlug es elf und herein kam eine weiße Katze, setzte sich zu ihm und holte mit ihren Pfoten ein Stück Braten nach dem anderen von dem Teller des Dummen, das er entzwei geschnitten hatte. Erst war es ihm nicht recht, dass die Katze ihm das Fleisch vom Teller holte und fraß. Doch dachte er, die ist gewiss auch so hungrig, wie du, du sollst sie nur gehen lassen. Er hielt ihr das Glas hin und fragte: »Willst du auch einmal trinken?«

Sie nickte.

Darauf schenkte er ihr nun ein Glas ein und gab es ihr hin. Sie leckte und leckte daran herum und es dauerte nicht lange, da war der Wein heraus.

Da fing die Katze an zu sprechen: »Sag mir, wer bist du

denn?«

Er antwortete: »Ich bin ein Königssohn.«

Da sagte die Katze: »Ich bin eine Königstochter, bleibe doch bei mir und leiste mir Gesellschaft, du sollst es gut haben.

»Ja«, sagte er, »das täte ich gern. Ich muss aber wieder zurück zu meinem Vater. Ich muss einen Hund bringen, und meine beiden Brüder auch. Wer den besten bringt, der kriegt das Königreich.« »Wenn das so ist«, sagte die weiße Katze, »dann bleibe nur noch etliche Tage hier und dann will ich dir schon helfen.«

»Gut«, sagte der Dumme, »wenn das ist, so bleibe ich noch da. Warum bist du denn aber eine Katze und kein Mensch?«

»Ach«, sagte sie, »ich bin verwünscht und kann nicht anders erlöst werden als durch dich. Wenn du es nun willst, so werde ich erlöst.« »O«, sagte er, »wenn ich es kann, so soll's nicht fehlen. Was muss ich denn tun?«

Sie antwortete: »Weiter nichts als hier bleiben und essen und trinken und schlafen, dann musst du dich um nichts bekümmern, was auch geschieht. Wenn du liegst, so steh nicht auf, wenn du isst, so lass dich nicht stören. Ich muss bald fort, es schlägt gleich zwölf.«

Indem schlug's und gleich war die Katze weg.

Der Dumme aß sich noch erst recht satt und ging dann zu Bett, denn in der Kammer nebenan stand auch ein schönes Bett, und schlief gleich ein. Er hörte und sah nichts. Des Morgens stand er auf. Er zog sich an und ging in die Stube. Da brachten die Hände das Frühstück, alles aufs Schönste und Beste. Er aß und trank nach Herzenslust, dann ging er in den Garten, der war wunderschön, die schönsten Bäume und Blumen und andere Gewächse. Er ging den ganzen Tag spazieren, aß und trank nach Belieben und machte sich's zu gut. Des

Abends ging er ins Haus und setzte sich wieder auf das Sofa. Die Zeit dauerte ihm erst lang, ehe es elf schlug. Aufgetragen wurde das Essen und Trinken wie am vorigen Abend. Und wie es ausgeschlagen hatte, kam die weiße Katze wieder an und sprang auf ihren Stuhl. Er schnitt ihr ein Stück Braten ab und machte es auf ihrem Teller entzwei. Sie fraß nach Belieben und trank ihren Wein und sprach so freundlich und so gut mit ihm, dass er sie recht lieb kriegte. Und wie sie sagte, sie müsste gleich wieder fort, da antwortete er, sie möchte doch noch da bleiben. Wie es aber zwölf schlug, da war sie weg. Er aß und trank noch und ging dann wieder zu Bett. Kaum hatte er sich aber hingelegt, da kamen so viele Katzen, die setzten sich um sein Bett herum und fingen an zu knurren, zu miauen und zu spuken. Sie stimmten eine Musik an, dass sich der Dumme halb totlachen musste und über den vielen Spektakel einschliefl.

Der andere Tag ging auch so hin und es kam alles wie die Abende vorher.

Den dritten Abend sagte aber der Dumme: »Morgen muss ich wieder fort, wenn ich nur erst einen Hund hätte, der gut wäre.«

Dreiviertel auf zwölf gab ihm die weiße Katze einen Ring und sagte: »Wenn du den rechts herum drehst, so bist du, wo du sein willst. Wenn du ihn anders herumdrehst, so bist du wieder hier. Hier hast du auch eine Walnuss, die steck bei, und wenn du zu Hause bist, so knack sie auf, dann wirst du sehen, was passiert.

Da schlug es zwölf, und die Katze war weg. Er blieb noch ein bisschen auf und ging dann zu Bett. Kaum hatte er sich hingelegt, so waren eine ganze Menge Hunde um sein Bett herum, die klafften und bellten, sie knurrten und bissen sich ganz er-

bärmlich. Er lag aber im Bett und ließ sich nicht stören. Am Ende war er wieder eingeschlafen.

Am anderen Morgen aß und trank er erst ordentlich das, was die Hände brachten und kein Mensch war zu sehen. Dann drehte er den Ring am Finger rechts um und war gleich zu Hause. Seine Brüder aber waren schon da und hatten jeder einen Hund mitgebracht, der eine war aber blind, der andere lahm. Der Dumme ging erst zum Vater und fragte, wie es ihm ginge. Der Vater aber sagte, so ein wenig spöttisch, ob er denn nicht einen Hund mitgebracht hätte, denn er sah keinen.

Der Dumme nahm seine Walnuss, knackte sie auf und heraus sprang ein allerliebster Hund. Das war der Allerbeste. Der Alte und die beiden Brüder mussten bekennen, dass das der Beste war.

»Ja«, sagte der Vater, das ist recht gut, aber noch nicht genug. Ihr müsst noch einmal fort. Wer mir dann die beste Stiege Leinen bringt, der soll das Königreich haben.«

Der Dumme drehte an seinem Ring und war gleich wieder in der Prinzessin Haus. Es ging alles wieder, wie das vorige Mal und er bekam am dritten Abend wieder eine Walnuss. Diesmal gefiel ihm die weiße Katze noch mehr. Als er am Morgen wieder aufgestanden und gesättigt war, drehte er an seinem Ring, und er war wieder zu Hause. Er knackte seine Walnuss auf und nahm die feinste und schönste Stiege Leinen heraus.

Alle mussten bekennen, dass er das beste Leinen gebracht hätte.

Da sprach der Vater: »Nun habt ihr noch jeder eine Schwiegertochter zu bringen. Wer die hübscheste und beste Prinzessin bringt, der kriegt das Königreich.«

Die beiden Brüder verabredeten sich, sie wollten ihren dummen Bruder ums Leben bringen. Er aber wusste es gleich und

drehte an seinem Ring, da war er gleich wieder dort in dem Haus bei der weißen Katze.

Als er aber ins Haus trat, so war sie gleich da und sagte: »Es ist gut, dass du wieder da bist. Jetzt komm herein. Nun wollen wir es zu Ende bringen. Sieh, hier liegt ein Säbel, jetzt haue mir den Schwanz ab.«

»Aber«, sagte der Dumme, »wo kann ich dir das zuleid tun.«

»Das ist einerlei«, sagte sie, »das muss geschehen.«

Er ließ sich's nicht noch einmal sagen, hackte zu, und der Schwanz war weg und vor ihm stand ein wunderhübsches Mädchen, das ihm um den Hals fiel und ihn herzte und küsste. Das gefiel ihm recht, und er wusste gar nicht, wie ihm zumute wurde vor Freude. In dem Augenblick wurde das Haus in ein großes Schloss und alles königlich verwandelt. Auch Bedienstete und Lakaien und Wagen und Pferde und Kutscher und alles, was dazu gehörte. Er blieb noch ein paar Tage da, dann wurde der schönste Wagen angespannt, sie setzten sich miteinander hinein und fuhren hin nach Hause. Da ward unterdessen der Dumme so klug geworden, gerade wie die anderen nie gewesen sind. Als sie zu dem Alten kommen, da freute er sich, und der Dumme bekam das Königreich und wurde König. Die anderen wurden aber abgelohnt; und die jungen Leute haben glücklich miteinander gelebt bis an ihr Ende. Der Alte war auch bald gestorben.

### **Das Bekenntnis des Zwerges**

Einer Mutter wurde ihr Kind durch die Zwerge ausgetauscht und dafür hatten sie ihr einen Wechselbalg hingelegt. Die Mutter war traurig darüber, denn das Kind sah so alt aus. Sie klagte ihre Not einem Handwerksburschen. Dieser sagte, dass

es ihr Kind auch nicht sei, sondern ein Zwerg, und das könne sie leicht erfahren, wenn sie Öl glühe und dabei das Kind auf dem Arm hätte und dann frage, wie alt er sei.

Die Frau tat es und setzte Öl aufs Feuer und hatte das Kind dabei auf dem Arm. Das fragte, was sie machen wolle, und die Mutter sagte, sie wolle Kovent brauen. Dabei setzte sie lauter hohle Walnusschalen um das Feuer herum, damit sie danach den sogenannten Kovent hineingießen konnte.

Da sagte der Zwerg ganz arglos und unbedacht:

*I, so bin ich doch su alt,  
wie der gruße Harzerwald,  
Su was hah' ich net gesahn,  
in mein lange lange Lahm.  
Bier zu tun in Walnusschohn!*

Da wusste die Mutter, dass es ein alter Zwerg war. Sie setzte ihn deshalb in die Stube und befahl ihm, ihr Kind herbeizuschaffen, sonst würde er umgebracht werden.

Der Zwerg sagte, sie möge nur einmal hinausgehen.

Als sie wieder hereinkam, da war ihr Kind da, aber der Zwerg war weg. Nachher war das Kind groß, stark, reich und auch recht glücklich geworden.

### **Der Schwarzkünstler**

In Osterode kamen vor langer Zeit zwei Schwarzkünstler zusammen. Es war am Markt in dem großen Gasthaus, das jetzt noch an der Sommerseite steht. Der eine hieß Teufelsklaue und hatte seinen zwölfjährigen Sohn bei sich. Der andere nannte sich Höllenblut und war allein. Letzterer wollte nach

Göttingen, Ersterer nach Clausthal, um ihre Künste sehen zu lassen. Beide aber waren auch Meister in ihrem Fach, denn wer sie spielen sah, der sagte, sie ständen mit dem Teufel im Bündnis. Nachdem sich beide begrüßt und in einem Nebenzimmer bei einer Flasche Wein über das dumme Volk lustig gemacht hatten, ließen sie sich Karten geben und fingen an zu spielen. Recht hoch, um viel Geld. Als sie aufhörten, war Höllenblut kahl, denn er hatte auch seinen letzten Taler verloren. Voll verbissenem Groll ging dieser mit Racheplänen zur Ruh. Beide sahen sich nicht mehr, denn am folgenden Morgen früh war Teufelsklaue zum Harz hin abgereist. Höllenblut aber reiste auch anstatt nach Göttingen, nach Clausthal, um jenem eine unverhoffte, tüchtige Schlappe beizubringen. Nachdem Teufelsklaue bekannt gemacht hatte, worin seine Künste beständen, wann und wo er spielen wollte, strömte alles hin, um das nie Gehörte und Gesehene, wie es der Zettel angab, mit eigenen Augen wahrzunehmen. Eine halbe Stunde vor dem eigentlichen Beginn der Kunstvorstellung war der Saal und alle Plätze gepresst voll, sodass Teufelsklaue an der Kasse keinen mehr einließ. Viele mussten, ohne ihre Neugierde zu befriedigen, wieder nach Hause gehen. Mit dem Schlag sechs verschloss der Künstler den Saal, sodass keiner hinein und keiner hinaus konnte. Kurz danach begann die Vorstellung. Als der Vorhang aufging, strahlte ein Lichtmeer von der Bühne und erleuchtete den ganzen Saal. Zwischen vielen blanken, farbigen und merkwürdig gestalteten Gefäßen, die alle schön geordnet aufgestellt waren, befand sich in der Mitte eine Blumenvase mit drei wunderschönen Rosen. Hinter jeder dieser Blumen sah man auf einem Springholz in der Mitte oben eine Taube, rechts einen Habicht und links eine Eule. Alle drei Vögel waren lebendig, kümmerten sich aber nicht umeinander.

Die erste Abteilung der Kunstvorstellung begann mit allerlei nicht so sehr wichtigen Kunststücken, endete aber mit großem Beifall. Dann folgte aber die zweite Abteilung, in der ganz unerhörtes geleistet wurde. Zum Beispiel hatte ein Mann auf dem ersten Platz die Uhr in der Tasche von einem, der auf dem dritten Rang saß. Ein goldbetresser, vornehmer Adliger hatte mit einem Mal einen alten Schachtkittel an, während der Bergmann die goldbetressete Kleidung des reichen Mannes anhatte.

Auf einmal schrie einer auf dem dritten Rang: »Karel, du host jo zwä Käpp!«

Und alle blickten dorthin und lachten. Auf dem ersten Platz saß einer ohne Kopf - neues Erstaunen. Auf dem zweiten Platz streckte ein Mädchen die Arme empor und schrie: »Was soll ich mit sechs Händen!«

Ein Herr im ersten Rang hatte vier Augen und zwei Hörner, eine Dame zwei Nasen, und ein allerliebstes Mädchen mit Blumen auf dem Hut und seidenem Zeug saß da, geziert mit einem kohlrabenschwarzen Bart und dergleichen mehr. Man kann sich leicht denken, welch eine ungeheure Angst für die wenigen entstand, welche davon etwas gelöst hatten, welche Heiterkeit aber auch für diejenigen, die nichts dabei hatten. Kurze Zeit dauerte dieser Zustand, dann aber war auf Befehl des Künstlers mit einem Zauberschlag alles zu Ende. Der dritte Akt sollte allem die Krone aufsetzen; denn darin nahm der Künstler seinen eigenen Körper und machte damit fürchterliche Kunststücke. Er stand auf der Bühne, bewegte den einen Arm und zum Schrecken aller Zuschauer flog derselbe von der Bühne einem Herrn im ersten Rang auf den Schoß. Ebenso ging es mit dem anderen Arm, und der grausige Mann stand da ohne Arme und aus den Löchern der Schultern quoll dickes

Blut hervor. Doch auf Kommando kamen beide Arme wieder angefliegen und verfügten sich an ihre Plätze, als wäre nichts geschehen. Dann nahm Teufelsklaue eine große Stopfnadel, durchstach das Fleisch des Unterarmes, dann das des Oberarmes, ließ beides mit dem starken durchgezogenen Zwirn fest zusammenziehen, und nach einer kurzen Weile war Ober- und Unterarm zusammengewachsen. Hierauf nahm er ein Messer und trennte beides wieder voneinander. Alsdann entblößte er seine Füße, holte beinahe zolllange Nägel herbei, schnitt sich das Fleisch von den Fußsohlen, nahm dann die Nägel und schlug dieselben in die blutenden Fußsohlen hinein, tanzte ganz vergnügt wohl drei Minuten auf der Bühne umher und wischte in einem Nu die Nägel aus ihren Löchern und beide Füße waren heil wie zuvor. Dann kamen noch manche andere schreckliche Künste, die aber vergessen sind. Zuletzt nahm Teufelsklaue seinen Sohn, der ein schwächlicher, blasser Knabe war, entblößte dessen Hals, band ihm ein Tuch um seine Augen, legte ihn auf die Tafel und trennte mit einem furchtbaren Hieb dessen Haupt vom Rumpf, das sofort auf eine Schüssel sprang. Allgemeines Ach erfüllte den Saal. Man tröstete sich aber damit, weil alles gelungen wäre, so würde auch dieses Kunststück geraten. Einige Minuten danach nahm Teufelsklaue das Haupt seines Sohnes, aus dem das Blut noch strömte, richtete mit dem anderen Arm den toten Leib auf und versuchte, das Haupt daraufzusetzen. Vor Schrecken wurde er blass, denn der Kopf wollte nicht sitzen. Voll Verzweiflung schrie er in den Saal hinein: »Um Gotteswillen, du, der du hier im Saal bist, und das Leben meines Sohnes bedrohst, lass ab von dem schrecklichen Unternehmen, hebe den höllischen Zauber auf.« Seine Bitte war aber vergebens, der Kopf wollte und wollte nicht festsitzen. Da sprang Teufelsklaue zum Fens-

ter und riss es auf, machte ein verzweifertes Zeichen, kam dann eilig zurück, riss eine Rose von den dastehenden, hinter welchen die Taube saß, heraus und zerschnitt sie in zwei Teile, worauf die Taube tot niederfiel und auch das Leben seines Sohnes verloren war. Dann riss er die zweite Rose heraus, fing an, Blatt für Blatt abzuschneiden, wobei ein fürchterliches Geschrei im Saal entstand, und die Eule Feder um Feder verlor. Gleich darauf tat er einen kräftigen Schnitt in die Rose und der Rumpf der Eule, wie deren Kopf stürzte und mit ihm zugleich ein menschlicher Körper im Zuschauerraum zur Erde. Hierauf nahm er die dritte Rose, tat einen kräftigen Schnitt hinein, und er und der Habicht mit dem Künstler fielen tot zur Erde.

### **Das Meisterstück**

Sonst hat vor jeder Stadt ein Galgen und ein Rad gestanden zum Beweis, dass die Obrigkeit das Recht über Leben und Tod der Einwohner gehabt hat und dann auch, dass es tüchtig was zu Hängen und zu Rädern gab. Die Galgen und Räder sind aber jetzt weg, dafür hat aber noch fast jede Stadt ihren Galgenberg oder Richtplatz und dergleichen Ortsnamen mehr in ihrer Nähe. Also sonst noch viel mehr als jetzt. Das Abtun der armen Sünder hat aber immer ein Scharfrichter oder Halbrichter verrichten müssen. Wer nun aber Scharfrichter hat werden wollen, der hat auch ein Meisterstück machen müssen, und das hat darin bestanden, einem armen Sünder den Kopf mit einem Hieb abzuhaue. Hat er das getan, so ist er Scharfrichter geworden. Hat er aber mehrere Male zuhacken müssen, so ist er nur Halbrichter geworden - so ist mir gesagt worden. Hat denn auch einmal ein junger Mensch, der bei einem Scharfrichter gelernt und schon manchem Aufgehängten mit einem

Hieb den Kopf abgehauen hat, kurz, der schon sehr geschickt und sicher im Kopfabhauen gewesen ist, der hat sein Meisterstück an einem armen Sünder öffentlich machen wollen. Man kann sich leicht denken, dass das ein knolliger Unterschied ist, einem Toten oder einem Lebendigen den Kopf abzuhaueu, und dass solch ein junger Mensch, namentlich das erste Mal, fast ebenso ängstlich gewesen ist, wie der, der geköpft werden soll. Der Scharfrichter, sein Lehrmeister, ist mit dabei und hat ihm ordentlich Mut eingesprochen, nur fest zu stehen, richtig zu zielen und kräftig zuzuhacken, dann müsse der Kopf mit Gewalt herunter. Der junge Mensch muss aber einen Feind gehabt haben, der mehr gekonnt hat, als Brot essen, der muss zwischen den Zuschauern gewesen sein und hat ihm den Schabernack gemacht. Als der arme Sünder auf den Richtstuhl gesetzt und vom Geistlichen eingesegnet wird, hat er natürlich nur einen Kopf, als ihm die Augen verbunden werden, auch noch. Als aber der junge Mensch das Richtschwert aus der Scheide zieht und sich nach dem armen Sünder hinwendet, hat dieser drei Köpfe auf dem Rumpf.

Ganz außer sich vor Schreck spricht der junge Mensch: »Der arme Sünder hat ja drei Köpfe!«

Da antwortet der Scharfrichter: »Nimm den mittelsten.«

Er haut zu und trifft den armen Sünder quer über den Rücken, in der Geschwindigkeit schlägt er nochmals zu und spaltet ihm die Schulter, dann hackt er zum dritten Male zu, diesmal zu hoch, recht tief in den Kopf hinein.

In seiner Verzweiflung säbelt er den Kopf des armen Sünders ab, sonst hätte er ihn gar nicht abgekriegt. Da greift aber das Volk nach Steinen, und der junge Mensch ist froh gewesen, dass er noch glücklich mit dem Leben davon gekommen ist, und hat sich aber nie wieder sehen lassen. So etwas ist

sonst öfters passiert. Das hat man Geheimnisse und Künste des Teufels genannt. Wer keine Gegenmittel dagegen gehabt hat, der ist verloren gewesen.

### **Der Schneidergeselle und der Geist**

Ein Schneidergeselle ging auf die Wanderschaft, denn Schneider müssen wandern, um ihr Glück zu machen. Gottesfürchtig wie er war und fromm, besuchte er die Kirche, wenn er Gelegenheit hatte. War er auch einmal in eine Kirche gekommen und eingeschlafen, denn er hatte schon einen ordentlichen Marsch gemacht, und der Pastor hatte es so schön gemacht, dass die Leute in seiner Kirche recht leicht anfangen zu nicken und den Kopf zu hängen. So war es auch unserem Schneider gegangen. Die Leute hatten aber gewusst, wie lang sie ungefähr schlafen konnten, bis dahin, dass die Kirche aus war. Das hatte aber der Schneider nicht gewusst, er hatte deshalb fortgeschlafen, als die Kirche aus war und auch zugemacht wurde. So schlief er bis Mitternacht. Da weckte ihn ein Geräusch in der Kirche unten. Er ging hinunter und wunderte sich nicht wenig, dass da mitten im breiten Gang ein Sarg mit einem Leichnam stand und zwei Männer dabei waren, die die Leiche aus dem Sarge zerren und ihr das Leichentuch vom Leib reißen. Es war nämlich an dem Ort Mode gewesen, dass alle Gestorbenen eine Nacht in die Kirche gesetzt werden mussten, wo sie, wenn sie im Leben gut gewesen waren, bekränzt und belobt werden konnten. Wenn sie aber schlecht waren, so hatte man sie auch beschimpfen und beschämen können. Wie es denn mit dem Toten im Leben gestanden hatte, das hatte man dann am anderen Morgen gesehen.

Deshalb fragte der Schneider die beiden, die den Leichnam

so lohnen wollten, was denn der tote Mensch Arges gemacht hätte, dass sie so arg ihm mitspielen wollten. Da antwortete der eine, er wäre ihnen mit achtunddreißig Taler hingestorben, und sie müssten nun den Bart drum wischen, deshalb rissen sie ihn aus dem Sarg und seine Kleider aus.

Der Schneider hatte gerade noch von seinem Erbteil achtunddreißig Thaler, das war sein ganzer Reichtum gewesen. Er besann sich kurz und sprach, er wolle für den Toten bezahlen, sie möchten dann aber den in Ruhe lassen. Damit waren die zufrieden, brachten alles wieder in Ordnung. Und so gingen die beiden mit dem Schneider aus der Kirche und dieser zum Tor hinaus. Kaum trat er aus der Stadt ans Freiem, so kam noch ein Handwerksbursche hinter ihm her. Sie begaben sich ins Gespräch und da erzählte denn der Erste seine Geschichte von der verflossenen Nacht, sagte aber nicht, was er für den Toten getan, sondern nur dass er die beiden von ihrem Vorhaben abgehalten hatte. Da antwortete der andere, das wäre recht gut, das könne einmal für ihn gut sein, denn so etwas, das bliebe nicht unvergolten. Er wolle ihm einen Rat geben. Wenn er den befolgte, so würde er glücklich werden zeitlebens. Erstens müssten sie Reisekameraden bleiben, wenn er (der zweite Handwerksbursche) auch einmal weg wäre, er käme gewiss bald wieder. Dagegen hatte der Schneider nichts. Dann, wer ihnen an dem Tag begegne, der müsse mit und am Glück des Schneiders mitbauen. Das war diesem auch recht. Nun gingen sie miteinander fort und erzählten sich etwas. Da kam ein Mann, der hatte zwei dicke Bäume unter dem Arm und einen beindicken Baum darum gewickelt. Der Handwerksbursche fragte, was er denn da hätte. Der Mann antwortete, er hätte nur ein bisschen Herdholz geholt. Wenn er so stark wäre, dass er so große Bäume tragen und so dicke umwi-

ckeln könne, so wäre es gut für sie, er möchte mitgehen. Der Mann tat dies. Es dauerte nicht lange, so lag einer am Weg, der hatte den Hut so schief auf. Den fragte der Handwerksbursche wieder, warum er den Hut so schief gesetzt hätte. Ja, sagte der Daliegende, wenn er den Hut gerade setzte, so würde es so kalt, dass vor Frost die Vögel aus der Luft herunterfielen. Das wäre gut, sagte der Handwerksbursche, er solle mitgehen. Der tat es auch. Bald darauf fanden sie einen, der hatte ein hölzernes Bein. Der Handwerksbursche fragte, ob er nicht gut fort könne. Ach, antwortet der andere, gerade mit seinem hölzernen Bein könne er schneller laufen als irgendein Mensch. Er möchte mitgehen, sprach der Handwerksbursche zu ihm. Der tat dies auch. Zuletzt begegnete ihm einer, der nur ein Auge hatte, mit dem anderen war er blind. Der Handwerksbursche fragte, ob er nicht gut sehen könne. Der aber antwortete, mit seinem einen Auge könne er meilenweit alles aufs Genaueste sehen. Das wäre gut, er solle mitgehen. Der tat es auch.

Als die sechs miteinander fortgingen, kamen sie in eine Stadt, da stand an allen Ecken angeschlagen, wer schneller laufen könnte als die Königstochter, der solle sie zur Frau haben. Da bekam denn der Schneider auch ein bisschen Lust, königlicher Schwiegersohn zu werden. Er fragte deshalb den Handwerksburschen, was er dazu sage, dass er einmal einen Wettlauf mit der Prinzessin machte. Der Handwerksbursche sagte, sie hätten ja den mit dem hölzernen Bein, der würde sie schon fertig machen. Gesagt, getan.

Der Schneider geht hin zum Schloss, ließ sich melden und sagte, was er wollte. Da ließ ihn der König aber in einen Garten führen und ihm eine Menge Gerippe zeigen, die alle an den Bäumen hängen und Prinzen gewesen waren, die mit der Prinzessin nicht fort gekonnt hatten und deshalb aufgehängt

wurden. Der Schneider ließ sich aber davon nicht abschrecken und sagte, er käme besser fort, als die, die da aufgehängt wären und auch wie die Prinzessin. Wann es vor sich gehen sollte? Der folgende Tag wurde zum Wettlauf bestimmt. Am anderen Morgen ging der Schneider wieder hin, nahm aber seine Gesellschaft, die anderen, mit. Die Prinzessin kam recht leichtfüßig herunter vom Schloss und hatte zwei Krüge in der Hand. Einen gab sie dem Schneider und sagte, dort, zwei Stunden von da, wäre ein Brunnen, daraus müssten sie die Krüge füllen und dem König bringen. Der Schneider sprach, es wäre gut. Sie solle nur losgehen.

Da lief denn das Mädchen fort, so schnell, wie ein Vogel stiegt. Der mit dem hölzernen Bein nahm aber den Krug und in ein paar Sprüngen war er bei dem Brunnen, legte sich hin, um ein bisschen zu ruhen und schlief ein. Das sah der mit dem einen Auge und sagte es dem Schneider. Denn die Königstochter war schon bald zurück, sie sahen sie immer näher kommen. Da musst der Starke einen Stein nehmen, hinwerfen und den Lahmen an das hölzerne Bein treffen, dass er aufwachte und schneller wiederkam als die Prinzessin. Der Lahme sprang auf, schöpfte den Krug voll Wasser und war im Nu also früher da als die Königstochter. Gab dann dem Schneider den Krug mit Wasser. Als die Prinzessin ankam, stand der Kleidermacher da und hielt ihr den gefüllten Krug entgegen.

Das wollte sie und der König nicht gelten lassen, und sie wollten sehen, wie sie den Schneider mit seiner Sippschaft auf gute Manier los wurden. Der König hatte für den Fall, dass er seine Tochter einmal verlor, denn sie hatte nie heiraten wollen, das hatte aber keiner wissen sollen, ein großes eisernes Zimmer machen lassen, das hatte rings mit Feuer umlegt werden können. In dieses Zimmer wurde der Schneider mit seiner Ge-

sellschaft hineingeführt. Unser zweiter Handwerksbursche hatte aber einen Weg auszugehen gehabt. Eine lange Tafel mit den schönsten Speisen stand da. Die Gesellschaft wurde von der Dienerschaft gebeten, recht fleißig zuzulangen; was sie auch taten. Wein und Braten und allerlei Raritäten schmeckten ganz herzlich und sie taten sich alle bene.

Da wurde es aber nach und nach so warm in dem Zimmer - die Diener hatten nämlich Feuer darum herlegen müssen, damit die Gäste verbrennen sollten. Da sagte der Schneider zu dem mit dem schiefen Hut, er möge doch einmal seinen Hut etwas gerade setzen, es würde ja eine heillose Glut hier. Der tat es und da wurde es so kalt, trotz des unbändigen Einheizens, dass sie alle dasaßen und zu frieren anfangen und zu zittern, dass die Zähne klapperten. Der König kam dazu, meinte, sie seien verbrannt und sahn nun, wie sie alle stocksteif dasaßen und froren. Voll Wut ließ er die Bediensteten, die da hatten heizen sollen, hineinwerfen und den Schneider mit seinen Gesellen herauskommen. Da verbrannten die Diener. Der Schneider aber wurde der Schwiegersohn des Königs, denn dieser sah doch ein, dass er gegen diese Sippschaft nichts ausrichten konnte. Die Tochter hatte sich also auch bequemem müssen.

Auf der Hochzeit war der Handwerksbursche auch und sprach: »Sieh, jetzt bin ich wieder da und will dir nur sagen, dass ich dich glücklich gemacht habe. Dafür, dass du meine Schuld von achtunddreißig Talern damals bezahlt hast. Ich bin des Toten Geist. Sei glücklich.«

Danach verschwand er, und damit ist das Märchen aus.

## Der Schmied und die drei Teufel

Es ging einst ein Schmied in die Fremde auf die Wanderschaft. Auf dem Wege begegnete ihm ein kleines Männchen, das ihn um ein Almosen bat. Der Schmied hatte nur noch einen Pfennig, den gab er ihm, und das Männchen gab ihm einen großen Sack und sagte: »Wenn du zu jemandem sprichst ›Schnapp in Sack‹, so sitzt er drin und kann nicht heraus, bis du ihn freigibst.«

Der Schmied dankte und ging weiter. Des Abends kam er in ein Wirtshaus und wollte da bleiben. Der Wirt dagegen wollte ihn nicht behalten.

Da sprach der Schmied: »Schnapp in Sack!«

Und husch saß der Wirt darin und konnte nicht heraus. Daraufhin legte er sich aufs Bitten und versprach ihn zu behalten, wenn er ihn herausließe. Der Schmied befreite also den Wirt und hatte ein Nachtquartier. Nun war der Wirt so freundlich, dass man ihn hätte um den Finger wickeln können. Dabei erzählte er seinem Gast, oben wäre eine Kammer im Haus, auf derselben kämen alle Nacht drei Teufel zusammen und spielten Karten. Dann gäb es einen Heidenlärm, dass keiner im Haus schlafen könne. Wenn er nur diese Quälgeister wegschaffte. Geld solle er dafür haben, soviel er nur tragen könne.

»Jawohl«, sagte er, »das soll ein Teufelsspaß werden, wenn ich die schwarzen Gesellen im Sack habe.«

Halb zehn abends ging er auf die Kammer und wartete. Da kam denn ein Teufel an, und als er den ungeladenen Gast auf dem Zimmer sah, wurde er splittertoll, fuhr mit seinem Horn und Krallen auf den Schmied zu und wollte ihn kaltmachen.

Doch dieser sprach ganz gelassen: »Schnapp in Sack!«

Und schwupp saß Meister Urian im Sack und konnte nicht

heraus. Nicht lange, so kam der Zweite, dem ging es ebenso und ebenso dem Dritten.

O, wie lärmten und spektakelten diese aber in dem Sack, wie fluchten und tobten sie darin. Doch das war alles vergebens, sie kamen nicht heraus. Endlich wurden sie zahm und zogen gelindere Saiten auf. Wenn er sie herausließe, so solle er den Sack ganz voll Gold haben, sie wollten sich nie wieder hier sehen und hören lassen und ihm sollte auch nie etwas Leides widerfahren, sondern er solle immer Glück haben.

Da ließ er sie heraus, und sie hielten Wort. Am anderen Morgen erzählte er es dem Wirt.

Dieser war froh und sagte, er hätte nun sein Haus erlöst, er wolle ihn dafür auch reichlich lohnen. Der Schmied schlug aber den Lohn aus und sagte, er habe genug an dem, was ihm die Teufel hätten geben müssen. So lebte er nun herrlich und in Freuden alle Tage.

Als er merkte, dass er bald sterben werde, ließ er sich seinen Sarg machen und legte seinen Sack hinein. Als er tot war, ging er mit seinem Sack zum Himmel und wollte hinein. Er wurde aber nicht hineingelassen, da ging er zur Hölle. Als ihn aber die Teufel sahen, machten sie gleich die Hölle zu, denn sie sahen seinen Sack und davor hatten sie Respekt. Danach ging er wieder zurück zum Himmel und klopfte an die Himmelsporte laut an. Als sie aufging, nahm er seinen Sack, warf ihn geschwind hinein und sprang schnell dahinter her. Da war er auch im Himmel.

## **Der Weinberg**

In Lautenthal hatte sich einst ein Mann einen Weinberg angelegt, der brachte ihm aber nicht das Salz, viel weniger gute

Trauben oder schönen Wein ein. Warum das? Es war kein gutes Wetter.

Einstmals ging er hinaus zu seinem Weinberg und sagte zu sich selbst: »Wenn ich doch nur einen Sommer das Wetter machen könnte, dann wollte ich schon schönen Wein ernten.«

Kaum hat er dies gedacht, so kam ein kleiner Knabe daher und sagte: »Dein Wunsch ist erfüllt. Wie du befiehlst, so wird das Wetter sein.« Und damit war der Knabe verschwunden.

Der Mann war recht froh und ließ erst einmal die Sonne warm scheinen, dann musste es regnen und so fort, dass es nach seiner Meinung recht fruchtbares Wetter war, auch für seinen Weinberg. Die Zeit hindurch wuchs auch alles recht hübsch, und jeder freute sich. Als nun der Herbst kam, da waren alle Weinstöcke voll Trauben, und er ging hinaus und pflückte sie. Beim Kosten der Ersten wäre er beinahe vor Schreck von dem steilen Berg herabgefallen, so sauer und geschmacklos waren seine Weinbeeren.

Da stand aber auch der kleine Knabe wieder bei ihm und sprach: »Siehe Mensch, deinen Wunsch erfüllte ich. Du ließest Sonnenschein und Regen kommen, aber den Wind vergaßest du. Darum soll der Mensch nicht vorwitzig sein und dem Herrn vorgreifen.« Da war der Knabe verschwunden.

Der Mann ging nach Haus und überließ Gott das Regiment, da hat er denn doch oft gut Wetter und gute Weintrauben bekommen; aber nicht immer.

### **Das Wildemänner-Geld**

Eine Frau in Wildemann nahm ihr kleines Mädchen an die Hand, die Stricke auf den Arm und wollte trockene Äste aus dem Wald holen. Nun kamen sie hin, wo trockenes Holz war,

die Frau legte die Stricke ab, das Kind setzte sich dabei, und die Mutter suchte Äste. Aus langer Weile nahm das Kind ein Ästchen und grub damit in die Erde hinein. Da kam zuerst ein Zweimariengroschenstück, dann ein Viergroschenstück, dann ein Ortstaler zum Vorschein, und es grub in seiner Freude fort und fort, bis seine Mutter kam. Die Mutter stand mit einem Mal bei ihm, wunderte sich über die Arbeit und das Glück des Kindes, sagte aber kein Wort, weil sie wusste, was das Sprechen dabei für Folgen hatte. Da erblickte das Kind seine Mutter und sagte ganz glücklich: »Sieh, Mutter wie viel Geld ich gefunden hab.«

Sie zählten es, und es waren vier Taler vierundzwanzig Groschen. Nun gruben sie noch weiter und tiefer, hatten aber keinen Pfennig mehr gefunden.

### **Der eiserne Mann**

Ein Soldat hatte lange Zeit dem König gedient, war tapfer und brav gewesen und hatte dadurch denn auch viel Wunden bekommen. Als der Krieg zu Ende war, musste er wieder hingehen, wo er hergekommen war und zusehen, wie er sich sein bisschen Brot bettelte. Arbeiten konnte solch ein Krüppel nicht und Pension gab es damals nicht. Er ging also von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und fand so sein kärgliches Auskommen. Einstmals musste er durch einen großen Wald, denn damals gab es viele und große Wälder. Er verlief sich, musste drei Tage darin bleiben und sich von Wurzeln und Beeren so lange ernähren, bis er endlich zu einem Köhler kam, der ihn aufnahm und freundlich bewirtete. Es gefiel dem Soldaten da recht in der Einsamkeit und er und der Köhler wurden recht gute Freunde, sodass er dem Köhler Holz zutrug und bei al-

lem, was er zu tun hatte, mithalf und beide in der Röte des Abends sich ihr Leid klagten und von ihren Schicksalen erzählten.

Der Köhler sagte einmal: »Höre, Freund, du bist mutig und tapfer. Du kannst uns beide glücklich machen, wenn du meinem Rat folgst. Nicht weit von hier ist ein tiefer Schacht. Darin sind ungeheure Schätze vergraben. Hast du nicht Lust dazu, dass ich dich an einem Seil hinunterlasse? Mir sollst du nur ein Bund Wachslichter mitbringen. Das andere, was du dann noch mitbringst, kannst du behalten. Du sollst sehen, dann haben wir genug.«

Der Soldat war gleich bereit dazu. Am folgenden Morgen nahm der Köhler ein langes Seil und beide gingen zu dem Schacht. Eins, zwei, drei, hatte der Soldat das Seil um den Leib, und der Köhler ließ ihn ins Loch hinein. Unten auf der Sohle machte er das Seil ab, steckte ein Licht an und fand einen Stollen. Darin ging er fort, kam vor eine eiserne Tür, die mit vielen Riegeln verschlossen war, machte sie auf und trat in einen großen Saal, der durch einen silbernen Kronleuchter ganz erleuchtet wurde. Es war so hell wie am Tage. Da saß mitten auf einem Thron ein großer eiserner Mann, am Thron standen drei Kisten, die aber verschlossen waren, über der Tür hing das Bund Wachslichter. Er griff zunächst nach den Wachslichtern, der Mann sah dies, rührte sich aber nicht. Dann ging der Soldat zu der einen Kiste, die vorher nicht offen gewesen war und sah, dass lauter blanke Taler darin liegen. Er packte seine Taschen sackvoll. Da sprang die zweite Kiste auf und daraus leuchteten die schönsten und größten Goldstücke. Er warf seine Taler wieder in die Talerkiste und machte seine Taschen voll Gold. Kaum war er damit fertig, so öffnete sich die dritte Kiste und darin glänzten die kostbarsten Edelsteine

und Perlen. Nun legte er das Gold wieder hin und füllte feine Taschen mit Perlen und Diamanten. Der Mann rührte sich nicht. Der Soldat ging wieder weg, und der eiserne Mann rührte sich nicht. Am Schacht machte sich der Soldat das Seil wieder um den Leib und zog daran. Da wurde er hinaufgezogen. Oben gab er dem Kühler die Lichter und zeigte ihm seine Schätze. Beide freuten sich und begaben sich zur Ruhe auf die Bank. Am anderen Morgen war der Köhler tot.

Was sollte da nun noch der Soldat. Er nahm also seine Schätze, aber auch die Wachslichter, seinen Stab in die Hand und fort ging es in die weite Welt hinein. Er kahl bald aus dem Wald, danach in eine große Stadt, lebte da herrlich und in Freuden lange Zeit und dachte, dass seine Reichtümer kein Ende nahmen. Sie gingen aber endlich doch zu Ende, ja er hat nicht einmal so viel, dass er sich Öl auf seine Lampe kaufen konnte. Da fielen ihm die Wachslichter ein, die er aus dem Schacht mitgebracht hatte. Er nahm eins davon, steckt es an. In dem Augenblick stand der eiserne Mann vor ihm und fragte, was er solle. Es war der gewesen, der auf dem Thron in dem Schacht gesessen hatte.

Nun wusste der Soldat Bescheid und sprach, er möge ihm einen Sack voll Gold bringen. Im Nu hatte er das Gold, das Wachslicht ging aus, und der Mann war verschwunden. Nun hatte der Soldat wieder genug.

*Wenn's alle ist, muss der eiserne Mann wieder her und Neues bringen,* dachte er bei sich.

Von da an reiste der Soldat weg zu der Stadt, wo sein König wohnte, dem er gedient hatte. Hier hörte er, dass die Tochter davon wunderschön war, keiner bekam sie aber zu sehen. Weil er nun weiter nichts zu tun hatte und sonst ein schönes, vornehmes Leben führte, so kam ihm der Gedanke, er wolle

die Prinzessin einmal sehen. Deshalb steckte er ein Wachslight an, es war des Abends zehn Uhr gewesen, und gleich kam der eiserne Mann zur Tür herein und fragte, was er wünsche.

»Hole mir die Königstochter aus dem Schlosse hier her.«

Der mächtige Bote verschwand und in kurzer Zeit war er mit der Prinzessin da. Der Soldat ließ nun die Tochter entgelten, was ihr Vater ihm zugefügt hatte. Sie musste ihm aufwarten, Stiefel putzen, die Stube fegen ..., kurz, die Dienste einer gemeinen Magd tun. Am andern Morgen vor Tag trug sie dann der eiserne Mann wieder in ihre Schlafkammer im Schloss. Als sie dann da aufwachte, ging sie zu ihrem Vater und erzählte, sie wisse nicht, ob es wirklich so gewesen sei oder ob es ihr geträumt habe, sie sei in das Zimmer eines Soldaten gebracht worden und habe dem aufwarten müssen. Der König betrachtete seine Tochter und sah schwarze Flecke in ihrem Gesicht. Da merkte er, dass es so gewesen sein konnte und sagte, sie möge diesen Abend ein Stück Kreide in die Tasche stecken und an die Haustür, in die sie hineingetragen würde, einen Strich und ein Kreuz machen, damit man das Haus wieder fände. Das tat sie auch. Der eiserne Mann hatte es aber bemerkt und machte an alle Türen der Stadt einen Strich und ein Kreuz. Am anderen Morgen erzählte sie wieder ihrem Vater, wie es ihr gegangen wäre. Da befahl der König seinen Leuten, sie sollten das Haus aufsuchen, an welchem ein Kreuz und ein Strich mit Kreide gemacht wäre. Die Leute kamen aber unverrichteter Dinge zurück, denn an allen Häusern stand das Zeichen. Der König wurde ärgerlich und befahl den Soldaten, sie sollten diesen Abend das ganze Schloss umzingeln, dass keine Maus hinein und heraus käme. Auch vor die Stubentür seiner Tochter sollte eine starke Wache gestellt werden. Er selbst wolle bei seiner Tochter bleiben. Aber dessen ungeachtet wurde

sie am Abend doch weggeholt, denn den eisernen Mann konnte niemand sehen.

Am anderen Morgen erzählte sie wieder ihre Begebenheit; auch dass sie den Abend eine derbe Ohrfeige von dem Soldaten gekriegt habe, wovon sie noch die Finger auf der Backe sitzen hätte. Das war dem König zu arg und er sagte seiner Tochter ganz leise ins Ohr und machte drei Kreuze dazu, sie möge diesen Abend seinen goldenen Ring anziehen und denselben unter das Bett des Soldaten legen. Das tat sie auch.

»Ach«, sagte sie am anderen Morgen, »diese Nacht hat mich der Soldat fürchterlich geschlagen, weil ich ihm nicht ordentlich dienen wollte.«

Da befahl der König, jedes Haus in der Stadt nach dem Soldaten und dem versteckten Ring zu durchsuchen, und wo sie den Ring unterm Bette fänden, den Mann mitzunehmen und zu ihm zu bringen, dem das Bett gehörte. Es dauerte nicht lange, da wurde der Ring bei dem Soldaten gefunden, denn er hatte es nicht gemerkt, dass die Prinzessin den Ring da versteckt hatte. Unser Soldat wurde zum Strange verurteilt, und der Tag dazu angesetzt. Drei Tage hätte er noch, sich zum Tode vorzubereiten. In der Zeit bekam er Gelegenheit, einen Boten in seine Wohnung nach den Wachslöchern zu schicken. Der Bote brachte sie, erhielt dafür Geld genug und nun musste der eiserne Mann her und dem Soldaten aus der Not helfen. Der eiserne Mann sagte: »Warte so lange, bis du auf dem Brett unter dem Galgen stehst. Dann kannst du noch eine Bitte tun, die muss dir gewährt werden. Du hast dann dein Wachslicht mit, steckst es an und ich bin da. Ich werde dann meine Schuldigkeit tun. Wen ich treffe, dem tut der Kopf nicht mehr weh.«

So kam es auch. Der Soldat war fröhlich und guter Dinge, worüber sich der Gefangenenwärter nicht wenig wunderte, aß

und trank und schlief die Zeit hindurch so ruhig, als ob ihm gar nichts darum wäre, dass er sterben müsse. Als er nun auf dem Brett stand und der Henker ihm das neumodische Halsband umtun wollte, sagte der Soldat: »Halt, so weit sind wir noch nicht. Ich habe noch eine Bitte, die wird mir gewiss noch gewährt.«

»Jawohl«, sagte der König, der mit seiner Tochter auch hingekommen war, damit sie sah, wie es dem Bösewicht erging, der sie so gelohnt hatte. »Jawohl, die Bitte soll dir gewährt sein, wenn sie nicht unbillig ist.«

»Nein«, sagte der Soldat, ich will nur noch einmal mein Wachslight anstecken und brennen sehen.«

»Das kann geschehen«, sagte der König.

Nun wurde das Wachslight angesteckt. Gleich war der eiserne Mann mit einem dicken Knüppel da, schlug zunächst den Henker und dann die zunächst stehenden Leute tot und mähte fürchterlich dazwischen, dass sie wie die Fliegen fielen und keiner konnte von der Stelle. Nun wurde dem König angst, wie der eiserne Mann mit seinem Knüppel näher und näher rückte. Da schrie er hin zu dem Soldaten, er möge dem eisernen Mann befehlen, dass er aufhöre zu schlagen. Der Soldat sollte auch die Prinzessin zur Frau haben. Da blies der Soldat das Licht aus und weg war der eiserne Mann. Der Soldat bekam seine Frau und hatte alles heillos in Respekt, selbst seinen Schwiegervater, und wenn der so einmal nicht wollte, wie er, brauchte er nur zu sagen: »Na, soll der eiserne Mann kommen?«

Dann geschah alles, was der Soldat wollte. Später war er noch König geworden. In großer Not oder Krieg hatte er noch bisweilen den eisernen Mann kommen lassen, und der half ihm jedes Mal. Als der Soldat aber gestorben war, da waren

auch die Wachslichter weg gewesen.

### **Der Stieglitz**

Ein armer Bergmann verdiente sich mit Vogelfangen manchen Groschen. Sein kleiner Gottfried, ein Junge von elf Jahren, fand auch viel Gefallen daran und machte sich oft mit dem Stellbusch allein fort und fing auch öfters was. Einmal aber, da er schon den ganzen Morgen vergeblich aufgestellt hatte, kam ein Stieglitz und setzte sich ganz gemütlich auf die Leimrute und ließ sich fangen. Er zuckte noch nicht einmal, als der Knabe hinkam und ihn abnahm. Darauf ging der Junge nach Hause, steckte den Vogel in ein Häuschen und hing dieses an die Wand. Mohn und Wasser natürlich tat er erst hinein. Am anderen Morgen, als der Knabe allen Vögeln Futter gab und zu dem Stieglitz kam, lag auf dem Boden des Vogelbauers ein goldenes Ei, so groß wie ein gewöhnliches Stieglitzei. Er nahm es heraus und zeigte es am Abend dem Vater. Da war denn große Freude. Den Abend ging noch der Bergmann mit dem Ei, das pures Gold gewesen war, zum Goldschmied und bekam eine Menge Geld dafür. So ging es einen Tag und alle Tage, ein Vierteljahr lang. Danach fing der Stieglitz zu reden an und sagte: »Ich habe euch ein Vierteljahr lang Eier gelegt, dadurch seid ihr reich geworden. Jetzt muss ich aber wieder fort. Nun lasst mich wieder hinaus und stellt keine Vögel wieder, sonst verschwindet euer Reichtum wie der Tag. Sie ließen ihn hinaus, husch war er fort. Die Familie blieb aber reich, weil sie nicht weiter Vögel gestellt hatte.

## Der Wundervogel

Ein Nachtschichter, der im Spiegeltäler Pochwerk arbeitete und gerade untergeschürt hatte, setzte sich an einem schönen Sommerabend vor das Pochwerk auf die Bank und verzehrte sein Abendbrot. Die Tannen rochen so angenehm, und die Vögel sangen so schön, dass es eine wahre Lust war, da so allein zu sein. Als der Nachtschichter so vergnügt über das alles war und sich über die Welt freute, die der liebe Gott so schön gemacht hatte, kam ein Vogel geflogen und setzte sich dem Nachtschichter gegenüber auf einen Tannenzweig. Dann hüpfte er näher zu dem Nachtschichter. Es war, als wollte er sich ordentlich sehen lassen. Als dieser aufstand und dem Vogel näher kam, da flog das Tierchen fort und war in den Tannen verschwunden. Am anderen Abend nahm der Nachtschichter etliche Leimruten mit an die Arbeit, band eine starke an eine lange Stange und dachte, damit den Vogel zu ergattern, wenn er wieder käme. Anfänglich ließ der Wundervogel lange auf sich warten, am Ende erschien er. Als aber der Nachtschichter ihm mit der Leimrute nahe kam, zog er sich zurück und verschwand wieder im Tannenwald. So ging es drei Tage. Am dritten Abend lockte der Vogel den Nachtschichter den Berg hinauf und da ließ er sich fangen. Kaum hatte ihn aber der Nachtschichter in der Hand, so verwandelte sich der Vogel in eine wundersam schöne Jungfrau, die sah ihn so freundlich, so herzinnig an und sprach: »Ich sehe aus der Mühe, die du dir meinethalben gegeben hast, dass du mich gern haben willst, küsse mich, so bin ich erlöst, und du wirst glücklich.«

Dieser war aber blöde und schüchtern, wagte die schöne vornehme Dame, die in grünen seidenen Kleidern vor ihm stand, nicht anzurühren, noch viel weniger zu küssen und zog sich

scheu und langsam zurück. Sie seufzte und bat und sah ihn so flehentlich an. Er war aber so dumm und erfüllt ihren Wunsch nicht. Da ging sie weinend fort und verschwand mit einem tiefen und lauten Seufzer im Wald. Kaum war sie aber verschwunden, so fing ihm sein Betragen an zu reuen, er wendete um, suchte sie, sie war aber nirgend zu finden. Aus Gram, dass er das hübsche Mädchen nicht erlöst hatte, wurde der Nachtschichter krank und in neun Tagen war er tot. In seiner Krankheit hatte er die Geschichte erzählt. Bei der Beerdigung folgten viele junge Mädchen der Leiche, und als der Sarg hinabgelassen wurde, kam ein wunderschöner Vogel aus der Luft herab und fiel mit einem herzerreißenden Pfiff in das Grab hinein. Alle Folger hatten es gehört und gesehen. Das war wahrscheinlich das unglückliche Mädchen gewesen und dadurch wurde sie auch erlöst.

### Die Springblume

Eine Frau in Wildemann ging herauf nach Zellerfeld, und wollte für ihr krankes Kind Medizin holen. Ganz heiß kam sie den Berg herauf an die Bettelmannswiese, die zwischen Wildemann und dem Jochner Gaipel liegt, ehe man zu der Ernst-August-Höhe kommt. Auf der Wiese standen viele schöne Blumen, eine aber war sehr groß und sehr schön. Weil sie nicht weit vom Weg stand, wollte die Frau sie pflücken. Als sie aber hinkam und zugriff, sprang die Blume von dem Fleck weg, wohl zwanzig Schritte weit. Dahin ging die Frau auch, aber die Blume sprang wieder weg und das geschah dreimal. Da dachte die Frau: *Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Du sollst dich nach Zellerfeld machen.*

Und sie ging fort. Als sie wieder zurückkam, stand die Blu-

me wieder am Weg. *Jetzt*, dachte die Frau, *sollst du nochmals versuchen, die Blume zu pflücken*. Und siehe da, nun sprang sie nicht weg. Die Frau nahm die Blume mit nach Wildemann. Als sie an die ersten Häuser kam, stand da eine alte Frau, die hat viel verstanden und sprach: »Frau Base, diese Blume hilft Ihrem Kind vom Tode. Lasst die Medizin weg und kocht ihm eine Tasse Tee davon, dann wird Euer Kind gesund.«

Das tat die Frau und ihr Kind wurde gesund. Von der Blume war nichts wieder zu sehen gewesen. Viele Leute haben sie auf der Wiese gesucht, aber nie wieder gefunden.

### **Gutentag und Gutenabend**

Es war einmal eine arme Witwe, die hatte zwei Söhne. Der Älteste davon hieß Gutentag, der jüngste Gutenabend. Beide Knaben waren gut und fromm, denn die Mutter hatte sie in Gottesfurcht aufgezogen und jedermann liebte sie deshalb. Die Mutter wurde einst krank und fühlte, dass sie bald sterben müsste. Da rief sie die beiden Kinder zu sich und sprach: »Kinder, ich werde nicht lange mehr leben. Versprecht mir aber bei eurer Liebe und Seligkeit, dass ihr fromm und gut bleiben wollt und stets auf Gott vertrauen, dann wird er euch nicht verlassen.«

Die Knaben weinten und versprachen es der Mutter, gut und fromm zu bleiben.

Bald darauf starb die Mutter, und die Kinder folgten ihrer Leiche.

Als sie vom Kirchhof zurückkamen, sprach Gutenabend zu Gutentag: »Ach, wer wird nun für uns sorgen und sich unserer erbarmen, wenn wir hungrig sind und matt?« Gutentag sagte aber: »Sei ruhig, lieber Bruder, Sorge nicht. Weißt du nicht,

was die Mutter sagte, als sie bald sterben wollte? Der liebe Gott im Himmel wird für uns sorgen. Darum lass uns zusammen fortgehen und ein Unterkommen suchen. Das müssen wir tun.«

Darauf nahmen sie ihre wenigen Habseligkeiten und wanderten aus.

Es war schon Abend, als sie in eine große Stadt kamen. Hier gingen sie von Haus zu Haus, Straße auf und nieder, aber niemand war zu finden, der die Knaben aufnehmen und versorgen wollte.

Da hörten die Kinder, dass ein vornehmer Herr einem anderen zurief: »Guten Abend, guten Abend!«

Geschwind lief Gutenabend hin zu dem Mann, denn er meinte, der Herr rief ihn, und fragte, was er solle. Doch dieser fuhr den Knaben hart an und nannte ihn einen dummen Jungen. Gutenabend ging betrübt zu seinem Bruder zurück. Die Sonne ging unter, es fing an, dunkel zu werden, und noch immer hatten sie kein Unterkommen gefunden. Hungrig, traurig und müde legten sie sich unter einen Baum, beteten aber erst zum lieben Gott, er möge sie beschützen und schliefen darauf bald ein. Am folgenden Tag gingen sie weiter, kamen in manches Dorf, fanden aber immer noch kein Unterkommen, bis sie zuletzt ein guter Bauersmann anredete und zu ihnen Guten Tag sagte. Gutentag ging natürlich gleich zu ihm und fragte, was er solle. Dem Mann gefielen die Knaben, sie mussten ihm ihre Geschichte erzählen. Davon wurde er so gerührt, dass er sie zu sich nahm. Nun hatten sie ein Unterkommen. Der Mann sagte, wenn Gutenabend seine wenigen Schafe und Geisen hüten und Gutentag auf dem Feld mithelfen wollte, so würde er ihnen gern Essen und Trinken und alles geben, was sie nötig hätten. Die Knaben versprachen, recht gern arbeiten

zu wollen, was ihr Wohltäter haben wolle. Gleich am ersten Tag, als Gutentag auf dem Feld mit grub, kam sein Spaten auf etwas Klingendes. Er machte es bloß und siehe, es war eine Kiste mit Gold und darin lag ein Zettel, auf welchem geschrieben stand: »Freue dich, du Glücklicher, das ist dein. Wende es nützlich an.« Gutentag rief sogleich seinen Wohltäter und zeigte ihm den Schatz. Der gute Mann freute sich herzlich über den Fund und beide brachten ihn in Sicherheit. Des Abends kam Gutenabend mit einer ganzen Menge Schafe und Ziegen nach Hause.

»Woher hast du die vielen Schafe und Ziegen«, fragte er den kleinen Hirten. »Ich habe dir nur zwei Schafe und zwei Ziegen gegeben.«

Der Knabe aber behauptete, er habe gleich so viel gehabt und weiter wisse er nichts. Da nahm sie der Landmann in seinen Stall und behielt sie. Er sollte aber nicht lange in Ungewissheit bleiben, woher das alles gekommen sei. Als sie des Abends in der Dämmerung beieinandersaßen und von den Erlebnissen sich erzählten, wurde es mit einem Mal hell im Zimmer.

Eine bildschöne, glänzende Frau trat zu ihnen, das war aber eine wohlthätige Fee, lächelte sie freundlich an und sagte zu dem Landmann: »Du hast dich der armen Kinder erbarmt, dafür habe ich dich wieder belohnt. Der eine hat dir einen guten Tag und der andere einen guten Abend gebracht.« Damit war sie verschwunden.

Der Landmann und die beiden Knaben blieben aber beieinander, bis sie der Tod trennte. Geld und Gut hatten sie genug. Dabei blieben sie aber auch gut.

## Der Magnetberg

Ein junger hübscher Bergmann wanderte aus und ging aufs Wasser. Er war schon lange auf der See, da kam Sturm, und das Schiff trieb vom Weg ab an eine Insel, auf der ein Magnetberg gewesen war.

Voll Schrecken sagte der Schiffskapitän: »Wir sind verloren, denn das Schiff sitzt fest und wird von dem Magnetberg gehalten, der auf der Insel seinen Kopf in die Höhe streckt. Wenn doch nur einer unter uns wäre, der an Land ginge, auf den Berg stieg und dort oben drei Schläge auf die Trommel täte, die da oben steht. Er kommt zwar mit dem Leben nicht davon. Das Schiff mit allem, was darauf ist, würde dann aber gerettet sein.«

In ihrer Not losten alle Männer, die auf dem Schiff waren, und da traf es einen Matrosen, der eine Frau und sechs Kinder hatte.

Das dauerte dem Bergmann und er sagte: »Ich bin ledig und los, ich will für dich hingehen und dadurch dich für deine Familie und das Schiff mit allem, was darauf ist, erhalten.«

Da ließ er sich an Land bringen, ging gleich den Berg hinauf und tat die drei Schläge auf die Trommel. Beim letzten Schlag dröhnte der Berg aber so gefährlich, dass dem armen Menschen die Sinne vergingen. Doch fühlte er noch so viel, dass er wo hineinfiel. Als er erwachte, war er in einem Zimmer, darin brannte kein Licht, und doch war alles hell gewesen, heller, als ob die Sonne so recht klar schien. Das war aber von Edelsteingeflimmer und Gefunkel gekommen. Der Bergmann wunderte sich erst, dann aber besah er sich das Zimmer und die Sachen, die darin waren, näher. Da standen schöne samtene Ruhebetten, Stühle und Tische waren von purem Kristall,

eine wahre Pracht! Auf einem Bett lag ein großer goldener Ring, der die Gestalt einer Schlange gehabt hatte, den man um den Hals hängen konnte. Auch den nahm er hin und sah ihn an und hatte seine Verwunderung darüber. Beim Besehen kam es ihm aber vor, als ob sich der Ring bewegte. Da bemerkte er ganz deutlich, dass die Schlange die Augen bewegte. Er hatte nichts Arges daraus und legte sich mit der Schlange auf dem Schoß auf ein Bett, und schlief ein. Er hatte lange in keinem Bett und in seinem Leben auf so schönem Bett nicht geschlafen. Wie lange er da gelegen hatte, das wusste er nicht. Er wachte auf und sah eine bildschöne Jungfrau.

Diese stand vor ihm und sprach: »Du hast dich nicht gefürchtet. Ich habe für dich gebürgt. Du sollst gerettet werden und glücklich sein auf Erden.«

Danach gab sie ihm eine Krone, die mit kostbaren Edelsteinen geziert war und sprach: »Jetzt komm mit, ich will dir den Ausgang aus diesem Berg zeigen.«

Daraufhin führte sie ihn aus dem Berg auf die entgegengesetzte Seite, wo er hinaufgegangen war, nahm Abschied von ihm und sprach: »Wenn du mich nötig hast, setze die kleine Krone auf und ich bin bei dir. Doch darfst du mich nur dreimal rufen.«

Er wollte ihr danken, sie in den Arm nehmen und küssen.

Sie aber sprach: »Nein, das möchte ich nicht, sonst bist du verloren!« Und im Nu war sie im Berg verschwunden.

Der Bergmann ging nun fort und kam bald darauf in einen weiten großen Wald und zuletzt zu Leuten, wie er sie noch nie gesehen hatte. Die waren nämlich ganz schwarz gewesen und nackend gegangen. Erst lachte er darüber, dann war er aber froh, dass er wenigstens bei Menschen lebte. Alle waren so freundlich und gut mit ihm, gaben ihm Essen und Trinken

und führten ihn nachher zu ihrem König. Auch der war recht artig und liebevoll gegen den Bergmann und winkte ihm, er solle bei ihm bleiben. Er blieb denn auch bei diesem. Nun hatte der König eine Tochter gehabt, ein recht rundes, munteres, schwarzes Mädchen. Das war gegen den Bergmann aber am allerfreundlichsten, nur hatten sie nicht miteinander sprechen können, denn einer hatte des anderen Sprache nicht verstanden. Aber trotzdem hatten die beiden doch immer beieinandergesessen und sich lieb gehabt, und der Alte war darüber sehr erfreut.

Es hatte nicht lange gedauert, da konnte der Bergmann aber auch die Sprache sprechen und da hatte denn der Mohrenkönig gesagt, der Bergmann solle seine Tochter zur Frau haben. Der Bergmann dachte, so eine Frau wäre doch besser als gar keine und heiratete das Mädchen. Dabei trug er aber stets seine Krone bei sich.

Einstmals ging er mit seiner Frau spazieren. Da begegnet ihm eine Leiche, die begraben werden sollte. Dahinter her ging eine Frau, hatte ein Brötlein im Arm und einen Krug Wasser in der Hand. Das war die Frau des Mannes gewesen, der beerdigt wurde. Der Bergmann fragte seine Frau, warum die Frau das Brot und das Wasser dahinter hertrüge.

Da sagte ihm denn sein schwarzes Weiblein: »Wenn ein Ehemann hier stürbe, so würde die Frau mit beerdigt und stürbe eine Frau, so würde der Mann mit beerdigt und bekäme dann ein Brötlein und einen Krug voll Wasser mit.«

Da fing es dem Bergmann aber an zu reuen, dass er die Königstochter genommen hatte und er sprach: »Frau, stirb mir nur nicht, dass ich nicht lebendig mit begraben werde. Ich will lieber zuerst sterben.«

Das zog sie sich zu Gemüt, und nach einem halben Jahre war

sie tot und musste beerdigt werden. Natürlich der Bergmann mit. Er bekam ein Brötlein und einen Krug Wasser. Das Grab war aber in einem hohlen Berg gewesen. Da hinein wurden die Toten gesetzt, und die Lebendigen dabei gebracht und dann der Berg verschlossen, dass keiner heraus gekonnt hatte.

Als der Bergmann in der Finsternis am Sarg seiner Frau saß, so hörte er in der Ferne ein leises Brummen und es überlief ihn eisig kalt. Da nahm er seine Krone, setzte sie sich auf und sprach: »O, Retterin hilf mir!«

Da war die Jungfrau aus dem Magnetberg da und fragte: »Womit soll ich dir helfen?«

»Führe mich aus diesem Berg wieder heraus.«

»Ja«, sagte sie, »hörst du das Brummen? Das kommt von dem Bären, der die Toten und Lebendigen hier verzehrt, und dem du auch verfallen bist. Ihm werde ich es auftragen, dich zu befreien.«

Sie zündete ein Licht an und gleich darauf war der Bär da und wollte dem Bergmann zu Leibe.

Die Jungfrau aber sprach: »Halt! Siehst du nicht das Kleinod, das er trägt? Befreie ihn.«

Da wurde der Bär ganz gemütlich und führte den auf den Tod Geängstigten zu einer geheimen Öffnung aus dem Berg und sprach beim Weggehen: »Eile, dass du das Land verlässt. Findet man dich wieder lebendig, so wirst du getötet.«

Lange hatte der arme Bergmann am Meeresstrand auf ein Schiff gewartet. Es war aber keines gekommen und er hatte in beständiger Todesgefahr geschwebt.

Da nahm er zum zweiten Mal seine Krone und sprach: »O, Retterin, hilf mir.«

Da war die Jungfrau wieder da, und fragte, was er wolle.

Da sprach er: »Ich bin arm und verlassen, verfolgt und

möchte so gerne wieder in meine Heimat und kann nicht weg.«

»Schau um dich«, sagte sie, »da liegen Steine, davon stecke dir einige ein und dort kommt ein Schiff, das legt hier an. Darauf kannst du entfliehen.«

Er schaute auf, sah eine ganze Menge Gold und Edelsteine bei sich liegen. Er steckte davon seine Taschen voll und dachte: Nun hast du genug.

Dann kam das Schiff, er gleich hin, stieg ein und fuhr mit ihm zurück und kam glücklich zu den Seinen.

Die Steine hatten ihn reich gemacht, er hatte noch lange gelebt und seine Schicksale erzählt und zuletzt, wie sein Stündlein kam, dass er bald sterben musste, da nahm er sein Krönlein und sprach: »O, Retterin, hilf mir.«

Da war die Jungfrau wieder da und sprach: »Sieh, da die Waise, welche dich bisher pflegte und dir beistand, sie wird dir die Augen zudrücken.« Da waren sie und die Krone verschwunden.

Er wandte sich im Bett um und war tot.

### **Das Männlein auf dem Gefluter**

Im achten Clausthaler Pochwerk hatte einst einmal ein Nachtschichter gepocht, der tat gern was, wenn er musste. Daher wünschte er sich, dass doch einer für ihn pochte. In der Nacht, so gegen Pfingsten, war auf einmal abgeschützt worden, und das Pochwerk stand gleich still. Der Nachtschichter ging aufs Gefluter und wollte wieder anschützen. Da saß oben ein kleines Männchen darauf und sagte zu ihm: »Ruhe dich, ich poch für dich!«

Dabei fragte es, wie es denn hereinpochen sollte.

Da sagte der Nachtschichter, es solle nur arm hereinpochen. Danach ging er ins Kämmerchen und legte sich aufs Ohr.

Das Männlein weckte den Schläfer und gab ihm ein Goldstück und sagte: »Verrätst du mich, so poch ich dich!«

Am anderen Morgen waren alle Kästen voll von armem Schlieg.

Der Steiger wunderte sich und fragte, wie der Nachtschichter das angefangen habe, und sprach: »Ja besser wär's, wenn es nun gleich reicher Schlieg wäre.«

Am zweiten Abend ging es wieder so, da sagte aber der Nachtschichter, er möchte nun reichen Schlieg haben. Alle Kästen waren am folgenden Morgen voll vom reichsten Schlieg. Am dritten Abend wurde um elf Uhr abgeschützt, der Nachtschichter ging wieder aufs Gefluter und fand da das kleine Männchen und dankte ihm für seine Arbeit und sagte dabei, wenn es nur immer so ginge.

Das Männchen sagte: »Verrat mich nur nicht, ich tue meine Pflicht.«

Das tat denn auch der Nachtschichter lange Zeit, denn er hatte es dabei gut gehabt, und sein Steiger hatte die meisten Röste geliefert, und sein Pochwerk war in kurzer Zeit das Beste geworden. Darüber wolle das Bergamt Aufschluss haben, damit es in anderen Pochwerken auch so gemacht werden konnte. Der Steiger wurde gefragt, der wusste es aber nicht und fragte den Nachtschichter, der aber wollte mit der Sprache nicht heraus. Endlich kamen die Herren zu dem Pochwerk, der Oberbergmeister, Pochverwalter, Obersteiger und noch andere. Da sollte der Nachtschichter bekennen, wie er es anfang, so viel und so reichen Schlieg zu schaffen. Er wollte und wollte erst nicht daran, denn auf dem Schrank saßen zwei kleine Männchen. Das eine drohte, er solle es nicht verraten. Das andere

winkte, er solle es sagen. Endlich, weil sie ihn alle so anhauchten und abkanzelten, ja mit Absetzen und Verbrennen drohten, weil er ein Hexenmeister wäre, so sagte er es. Da waren die Männlein weg, und die Herren ebenso klug wie vorher, denn das hatten sie nicht einrichten können. Des Nachts um elf Uhr wurde wieder abgeschützt. Der Nachtschichter ging hinauf zu dem Geschütz, und das Männlein war wieder dabei und fragte, was es pochen sollte. Da sagte der Nachtschichter, die Herren hätten ihn gezwungen, es sagen zu müssen, und nun wolle er ihnen auch einen Streich spielen. Diese Nacht möchte das Männchen Fleisch und Blut hereinpochen.

»Ja«, sagte das Männchen. Das hätte es sich auch schon vorgenommen. Darauf legte sich der Nachtschichter hin. Kurz vor elf Uhr war der Nachtsteiger da gewesen und hatte mit dem Nachtschichter gesprochen. Um elf Uhr kam der Nachtsteiger wieder, da haute das Pochwerk, er ging hinein und siehe da, der Nachtschichter lag unter den Stempeln und war zerstampft worden. Da kam man gleich darauf, dass ihn das Männchen untergeschürt hatte.

### **Die Clausthale Münze**

Die Clausthale Münze hatte in alten Zeiten einmal lange stillgestanden und war kein Geld darin geschlagen, weil es nicht richtig darin war. Da haben denn die Andreasberger und Wildemänner Münzen desto mehr tun müssen und davon rühren noch immer die Wildemänner Münzen und Andreasberger feinen halben und ganzen Gulden, Sechsgroschenstücke, Mariengroschen und Pfennige her. Nun werden sie seltener. Nur bisweilen sieht man noch das feine Silbergeld in Sparbüchsen und als Rarität. Wildemänner und Andreasber-

ger Pfennige werden aber noch oft in großen Mengen bei Kartenspielern gefunden. Es wird nicht um Einzelne gespielt, nein um Dutzende, um zu sehen, wie viel einer gewonnen oder verloren hat. Wenn das Spiel vorbei ist, so wandern sämtliche Pfennige entweder in einen Beutel oder in eine Probenbüchse bis zum nächsten Spieltag. Gut das.

Na, die Clausthaler Münze musste lange Zeit eingestellt werden, weil keiner darin bleiben konnte. Alle Nacht kam einer darin ums Leben. Da war es denn natürlich, dass am Ende keiner mehr darin wohnen blieb und ohne Wache konnte doch die Münze auch nicht bestehen. Lange Zeit war hingegangen, und kein Geld mehr darin gemünzt. Da kam einmal ein vornehmer Herr zum Besuch beim Berghauptmann. In der Unterhaltung kam die Rede auch auf die eingestellte Münze, dass keiner sich unterstünde, darin zu bleiben, und sie deswegen eingestellt wäre. Da sprach der vornehme Herr, er wolle es einmal versuchen. Der Berghauptmann wollte seinen Freund erst nicht hinlassen, nachher gab er es aber doch zu. Am folgenden Morgen fand man den armen Menschen tot in der Münze, auf dem Hof lagen aber seine Beine, die ihm ausgerissen waren. Kurze Zeit darauf kam ein Soldat hier nach Clausthal, hörte die Geschichte von der verwünschten Münze und wollte sie erlösen. Aber auch er wurde tot herausgebracht. Sein Kopf lag am anderen Morgen beim Rumpf. Zuletzt kam ein fremder Bergmann zugereist, der war klein und buckelig, aber höllisch dreist und pfiffig gewesen. Der ließ sich des Abends in die Münze schließen. Vorher hatte er sich aber zwei Lichter, zwei Degen und zwei geladene Pistolen und die Bibel hinbringen lassen.

Des Abends steckte er seine Lichter an und setzt sich oben auf die Justierstube, legte seine Waffen zurecht und las in der

Bibel. So nach elf Uhr kam eine Gestalt zur Tür herein, die war länger gewesen, wie die Stube hoch, blieb dann erst stehen. Als sich aber der Bergmann in seinem Lesen nicht stören ließ, setzte sie sich neben ihn auf den anderen Stuhl, hörte und sah ihm zu. Dem Bergmann wurde aber doch bei der Gesellschaft grün und gelb vor den Augen. Zur Vorsicht hatte er die Hand an der Pistole. Damit, dachte er, wäre er geschützt. Die Gestalt regte sich nicht, bis es zwölf schlug, dann ging sie ruhig zur Tür hinaus. Von da ging die Nacht ruhig hin. Nichts ließ sich weiter sehen noch hören. Die zweite Nacht ging ebenso hin. Als es aber in die dritte Nacht kommt, da dachte der Bergmann: *Diese Nacht geht es dir ans Leben. Die Nächte hindurch hat dich die Gestalt nur sicher machen wollen. Du sollst deshalb gleich von vornherein laut in der Bibel lesen, damit die Gestalt das Gotteswort hört. So lässt sie sich dadurch wohl zwingen.*

Richtig. Elf Uhr kam die Gestalt wieder, ihr ganzes Wesen war aber sehr gefährlich.

Da las der Bergmann eben die Worte: »Tut Buße usw.«

Da fing die Gestalt an zu reden und sprach: »O du glücklicher Mensch, der du ausersehen bist, einen unglücklichen Geist zu erretten. Ich sage dir, die Engel werden sich über dich und mich freuen, denn du hast mich zur Buße geführt. Du hast mich aus den Krallen des Teufels erlöst. Wisse, ich bin der vorige Münzmeister, der so viel betrogen und so viel Silber über die Seite geschafft hat, und der sich selbst das Leben nahm. Komm mit, ich will dich reich machen dafür, dass du mich zum Geständnis gebracht hast.«

Er ging mit ihm hinab in den Pferdegaipelel und zeigte ihm in der Ecke einen Stein. Den möge er in die Höhe heben, so würde er unendliche Schätze finden. Er aber würde sich nie wieder sehen lassen und nun könne wieder gemünzt werden. Von

da an hatte der Bergmann genug gehabt, und die Münze war wieder in Gang gekommen, bis dahin, dass sie nach Hannover verlegt wurde.

### **Der weise Mann und der Handwerksbursche**

Ein frommer und weiser Mann wanderte da aus, wo er gewohnt hatte, denn die Leute waren ihm alle nicht recht gewesen. Der eine hatte gelogen, der andere betrogen. Der Dritte war falsch, der Vierte ein Dieb gewesen und so fort. Er hatte an jedem etwas auszusetzen gehabt. Kaum war er aus seiner Vaterstadt heraus, so kam er zu einem Handwerksburschen und beide reisten miteinander. Am Abend kamen sie müde und marode in ein Dorf und wollten bei einem reichen Bauer bleiben und da schlafen. Der Bauer aber sprach, ob sie sich denn denken könnten, dass er jeden Landstreicher, der aus der weiten Welt daherkäme, ein Nachtlager geben könnte. Da hätte er viel zu tun. Sie möchten weitergehen.

Sie gingen auch weiter und waren betrübt über den Geizhals, der sie so angefahren und von seiner Tür gewiesen hatte. Da klopfen sie an eine kleine Hütte an, darin wohnten recht arme Bauersleute. Dem Bauer hatten sie kaum ein Wort gesagt, dass sie die Nacht gern bei ihm bleiben möchten, so zog er sie gleich herein, setzte ihnen Abendbrot vor. Es war aber nur dicke Milch und Erdäpfel gewesen und machte ihnen ein weiches Strohlager zurecht. Nun gingen alle zur Ruhe und schliefen recht sanft die Nacht. Des Morgens stand der Handwerksbursche auf, es war noch halb dunkel gewesen und suchte im Zimmer umher. Da fand er einen silbernen Becher, welchen er gleich in seine Tasche steckte. Nachher stand der Bauer mit seiner Familie auf, alle taten ihr Dankgebet und bereiteten für

sich und die Fremden das Morgenbrot. Nachdem das verzehrt war, gingen die Reisenden weiter.

Der weise Mann machte dem Handwerksburschen Vorwürfe darüber, dass er den Becher mitgenommen habe, da sie doch so gastfreundlich aufgenommen und nach Verhältnis gut bewirtet wären. Der Handwerksbursche sagte aber, er kümmere sich nicht um ihn, er möge auch über das nicht richten, was er nicht verstehe. Darauf gingen sie weiter. Da kamen sie zu einem reichen Gutsbesitzer, wurden auch da gut aufgenommen und bewirtet. Beim Weggehen zog der Handwerksbursche den Becher heraus und sagte, er wolle seinem Wirt diesen Becher aus Dankbarkeit und zum Andenken schenken. Er möge den Mittag auf der Reisenden Wohl daraus trinken. Dann gingen sie fort. Das war dem Weisen aber auch nicht recht, er musste aber schweigen. Hierauf kamen sie wieder des Nachts schon sehr spät in eine kleine Hütte, die ganz abgelegen im Felde stand, und fanden darin bei herzensguten alten Bauersleuten Speise und Obdach. Kaum hatten sie sich aber hingelegt und waren alle in tiefen Schlaf verfallen, da stand der Handwerksbursche auf, machte leise Feuer und zündete die Hütte an. Das sah der Weise, erhob sich gleich von seinem Lager, weckte die alten Bauersleute und rettete mit dem Handwerksburschen nicht allein den alten Bauer mit seiner Frau, sondern auch ihr bisschen Armut, was sie im Hause gehabt hatten. Dann gingen die Reisenden weiter.

Als sie nicht mehr von den Bauersleuten gesehen werden konnten, sprach der Weise zu dem Handwerksburschen, er bliebe nicht mehr bei ihm, er möge hingehen, wohin er wolle. Er wäre zu gefährlich. Sein ganzes Tun wäre schlecht.

»O nein«, sagte der Handwerksbursche.

Und in dem Augenblick stand ein Engel vor dem Weisen,

der sprach: »Sieh du, Kurzsichtiger, der Becher, den ich den guten Bauersleuten wegnahm, war ein Giftbecher. Wer daraus trinkt, muss sterben. Die guten Alten aber sollten noch leben bleiben, darum nahm ich ihnen den Becher. Der reiche Gutsbesitzer, welchem ich das Kleinod schenkte, sog die armen Bauern aus. Er musste von der Welt, wenn es die Bauern wieder gut haben sollten. Darum gab ich ihm den Becher. Gestern Nachmittag lag der Gutsbesitzer auf dem Stroh. Die Hütte, die ich ansteckte, war bestimmt, diese Nacht von der ruchlosen Hand eines Mordbrenners angesteckt zu werden, wobei die armen Bauersleute umkommen sollten. Der Mordbrenner war der Sohn des Abgebrannten. Darum steckte ich die Hütte an, damit sie der nicht anstecken konnte. Jetzt sind die Alten mit samt ihrem Eigentum gerettet, und der Plan des Bösewichts zerstört. Sieh, du Mensch, der du ein Weiser sein willst, richte nicht die Taten Gottes, sondern sprich stets: Was Gott tut, das ist wohlgetan.«

Danach war der Engel verschwunden.

### **Das Dreigroschenstück vom Bergmönch**

Vor langer Zeit wohnte eine Witwe unten in Zellerfeld, die hieß L. und ging ins Land, kaufte dort Butter, Eier, Schinken, Flachs und dergleichen und verkaufte es hier wieder. Mit dem Handel ernährte sie sich und ihre Kinder.

Einmal, es war im Herbst, ging sie schon früh um drei Uhr mit der Laterne fort und wollte nach Münchehof. Kurz vor Grund kam ihr ein Wagen entgegen, darin saß ein Geschworener, denn er hatte solch Zeug angehabt und hielt ein großes flackerndes Unschlittlicht in der Hand. Die Frau bot ihm freundlich einen Guten Morgen. Der Geschworene dankte

auch freundlich wieder und fragte, wohin sie so früh schon wolle. Sie sagte, nach Münchehof, sie müsse für ihre Kinder sorgen, ihr Mann wäre voriges Jahr in Stücken nach Hause gebracht worden. Nun müsse sie ihre sechs Kinder ernähren und da dürfe sie keinen Augenblick versäumen, müsse des Morgens früh und des Abends spät auf den Strümpfen sein, und keine Arbeit scheuen. Da griff der Geschworene in die Tasche, gab ihr ein Dreigroschenstück und sprach: »Kauft Euren Kindern dafür Brot.«

Die Frau bedankte sich und sagte Adieu, und der Geschworene fuhr weiter. Als es Tag wurde, besah sie das Geldstück, es war neu, blank und sah Schlägel und Eisen darauf, und ein merkwürdiges Wappen, wie ein Mönch. Sie hatte nichts Arges daraus, ging nach Münchehof, kaufte ein und gab auch das Dreigroschenstück mit aus. Danach ging sie wieder zurück. Unterwegs wurde sie hungrig und wünschte sich, hätte sie nur noch ein paar Pfennige, so würde sie sich dafür etwas Brot kaufen. Von ungefähr griff sie in die Tasche und fand ihr Dreigroschenstück darin, das ihr der Geschworene gegeben hatte. Sie freute sich darüber, hatte nichts Arges daraus, kaufte sich in Grund etwas Brot und Wurst und gab das Geld dafür hin, bekam auch noch etwas davon zurück. Dazumal war noch alles sehr wohlfeil gewesen. Als sie zu Hause ankam, musste sie Öl kaufen, griff in die Tasche und siehe, da hatte sie das neue Dreigroschenstück mit dem Schlägel und Eisen wieder in der Hand. Da fiel es ihr auf und sie wusste nicht, wie das zugeing. Sie meinte, sie hatte es in Grund ausgegeben und doch war es wieder da. Endlich dachte sie, du kannst dich doch geirrt haben und gab es nun für Öl aus, bekam wieder etwas zurück. So ging es noch ein, zwei, drei und viermal, immer war das Dreigroschenstück wieder in ihrer Tasche. Da sie sich nun

nicht daraus zu finden wusste, erzählte sie es ihrer Nachbarin und die meinte, das Geld hätte ihr wahrscheinlich der Bergmönch gegeben. Das sollte sie ja in Ehren halten, dadurch könnte sie aus aller Not kommen und sogar reich werden, denn solch ein Geschenk wäre selten.

»Nein«, sagt die Witwe. Wenn das wäre, so würde sie es um keinen Preis der Welt behalten, mit solcher Hexerei wolle sie nichts zu tun haben. Darauf hing sie ihren runden Mantel um, ging zu dem Mühlenteich und warf das Dreigroschenstück hinein.

Wer es haben will, kann es sich in dem Schlamm suchen, wird aber lange zu klauben haben.

### **Der Schatz im Stall**

Mitten in Zellerfeld hatte einmal eine Frau gewohnt mit Namen K., die lebte von ihren Kühen. Bei ihr war die beste Butter, der fetteste Käse und immer Milch zu haben gewesen. Die Milch hatte zwar manchmal einen Stich ins Blaue gehabt. Man war aber froh gewesen, dass man sie bei ihr hatte kaufen können. Mit her Rechtlichkeit hatte es die Frau K. aber auch nicht immer sehr streng genommen. Ja, es war oft das Gerede gegangen, sie betröge, wo und wie sie könne. Es musste aber auch was dran sein, denn ihr Vermögen war nachher so groß, dass sie es unmöglich mit dem Lohn ihres Mannes, der schlichter Bergmann war und den Milch- und Butterpfennigen soweit hätte bringen können. Mit ihrem Mann, der ein frommer Stümber war und das Unrecht oft nicht mit ansehen konnte, lebte sie oft in Eifer und da gab es denn zuweilen Backpfeifen. So ging eine Woche und ein Jahr nach dem andern hin und der arme Mann trug ruhig seine Last und sprach zu kei-

nem davon. Da wurde mit einem Mal die Frau so schrecklich krank, dass ihr kein Doktor helfen konnte und nach vierundzwanzig Stunden tat sie einen schrecklichen Schrei und weg war sie. Der Mann grämte sich und trauerte darüber, hörte aber auch wieder auf. Er nahm sich ein Mädchen, das besorgte ihn und seinen Kuhstall und alles ging seinen guten Gang in dem Haus, ja besser als vorher. Eines Abends war das Mädchen im Stall und melkte die Kühe, da ging die Stalltür auf und herein trat die vor einiger Zeit gestorbene und begrabene Frau K. und reichte ihm die Hand. Vor Schreck ließ das Mädchen den Eimer mit der Milch fallen und lief, ohne die Hand anzurühren, gleich zu seinem Herrn ins Haus.

Der hatte aber von dergleichen Erscheinungen schon gehört und sprach: »Jetzt kann uns das Hinausgehen nichts helfen, denn meine Frau ist verschwunden. Aber morgen Abend, wenn sie dann wieder kommt, so reich ihr statt deiner Hand einen Stock oder Ast hin, dann wirst du sehen, was geschieht. Ich werde dir Gesellschaft leisten.

»Am folgenden Abend ging der K. mit dem Mädchen in den Stall, das Mädchen setzte sich unter die Kuh, fing an zu melken und siehe, da kam die Frau wieder herein, ging auf das Mädchen zu und reichte ihm die Hand. Diesmal war es beherzter und reichte ihr einen Stock hin. Wie ihn aber die Frau anfasste, brannte er lichterloh, und die Frau schien selbst darüber betroffen zu sein.

Da zeigte ihr Mann dieser den Weg aus dem Stall und sprach, sie solle sich nun nicht mehr um sein Eigentum kümmern und machen, dass sie weg käme.

Da zeigte sie aber nach einer Stelle nahe bei der Stalltür und sprach mit hohler und langsamer Geisterstimme: »Hebt die Bohlen auf und verteilt das Geld unter den Armen. Die Pfenni-

ge sind die, welche du mir gabst, Mann, damit ich sie den Armen geben sollte und die ich den Armen betrügerischerweise abnahm. Das Silbergeld habe ich durch Betrug bei der Butter und dem Käse. Das Gold stahl ich beim Brand. Und so ist nichts davon unser rechtmäßiges Eigentum.« Daraufhin war sie verschwunden.

Der Mann hob die Stallbohlen auf und da standen drei Kästen, in dem einen waren lauter Pfennige, in dem anderen Silbergeld, in dem dritten waren lauter Goldstücke. Er wusste nicht, ob er sich darüber freuen oder traurig sein sollte. Das Geld wurde mit den Kästen ins Haus gebracht und nach dem Wunsch der Frau verteilt, aber nicht auf einmal, sondern so nach und nach. Daran hatten die Armen in Zellerfeld lange Zeit genug gehabt. Man hätte nun meinen sollen, sie könne nun Ruhe in ihrem Grab haben, nachdem das Geld verteilt wurde und war. Aber nein, alle Abend kam sie in den Stall und sah nach der Stelle, wo das Geld gesteckt hatte. Das erste Mädchen hatte nichts Arges mehr daraus. Als das aber wegheiratete hatte und ein anderes dafür an deren Stelle kam, da gab es denn Schreien und Quieken, und der gute K. konnte am Ende kein Mädchen mehr bekommen, das ihm seine Kühe besorgte. Da ging er denn selbst in den Stall und besorgte das Vieh. Dabei stellte sich aber regelmäßig seine Frau ein. Oft sagte er ihr, sie solle sich packen und ihm nicht wieder über die Schwelle kommen. Es half aber nichts. Da ging er deshalb nach Goslar und ließ einen Geistlichen kommen, der Geister verweisen konnte, so hieß es. Der Geistliche zitierte denn auch die Frau K., sie kam auch. Da fragte er sie, warum sie immer walten gehe und die Leute beunruhige.

Dem antwortete sie aber ganz schnippisch, er solle doch seinen Mund halten, er könne ihr nichts anhaben, er habe ja in

seiner Jugend einen Dreier gestohlen. Danach war sie verschwunden, und der Geistliche musste beschämt und unverrichteter Dinge abgehen.

Nun ließ K. einen anderen Geistlichen kommen, das sollte aber ein echter Geisterbanner gewesen sein. Aber auch der konnte ihr nichts anhaben. Sie warf ihm vor, er sei meineidig, denn er habe einem Mädchen die Ehe versprochen und es nachher sitzen lassen. Da hörte K., dass in Hildesheim ein blutjunger Mensch war, dem alle Geister gehorchten. Der musste denn auch her, und der hatte die Frau K. endlich zur Ruhe gebracht. Von der Zeit an hatte sie sich nicht wieder sehen lassen. Lange Zeit und bis jetzt wurde aber noch davon gesprochen.

### **Der grüne Platz**

Am Weg von Zellerfeld zu der Bockswiese liegt oben, wo das hohe Holz angeht, ein grüner Platz, darauf wächst wohl saftig grünes Gras, aber keine Tanne, kein Baum und kein Strauch. Warum? Nun, weil es da nicht richtig sein soll. Man hat es immer nicht glauben wollen, bis der alte Diener auf Hahnenklee, wie der noch Junggeselle gewesen und nach Zellerfeld auf die Freit gegangen ist, den Beweis davon gekriegt hat. Das war so gekommen.

Es ist eine artige Ecke Jahre her, wie der alte Diener eines schönen Abends den Raps kriegt, noch nach Zellerfeld zu seiner Braut zu gehen. Er stopft sich eine und ging los. Der Abend war wunderschön gewesen. Der Mond hatte über Berg und Thal geschienen und die Sterne hatten gefunkelt, als wären es lauter blanke Dreigroschenstücke. Dabei ging kein Lüftchen, ja es war ein ganz prächtiger Abend und eine wahre

Lust, noch einen solchen Weg zu machen. In Sehnsucht nach seiner Braut versunken ging der Diener so seine Straße durch den schönen Tannenwald, kam an den grünen Platz und wusste nicht wie. Da wurde es auf einmal finster, der Mond und die Sterne waren augenblicklich verschwunden, und es entstand gleich eine Finsternis, dass man keine Hand vor Augen sehen konnte. Und nun gar der Weg, der war wie weggeblasen. Dagegen kam der überraschte Bräutigam an eine Mauer, ging daran hin, wendete dann wieder um, weil er sich nicht gern verlieren wollte, ging wieder herauf und kraspelte daran auf und ab, ohne davon oder darum herkommen zu können. Auf einmal wurde es ganz nah bei ihm hell, die Mauer tat sich auf und heraus kam ein Leichenzug. Acht Leute, schwarz gekleidet, trugen einen Sarg. Davor und dahinter gingen Fackelträger. Die Flammen waren aber keine Pechfackel, nein, sie brannten so matt und alles wurde so blass davon beleuchtet, so, als ob man Brantwein in der dunklen Stube ansteckt und sitzt dabei herum. So ging der Leichenzug mit grausamer Schnelligkeit fort und verschwand im Wald. Es dauerte aber nicht lange, so kamen die Leichenträger wieder zurück und verschwanden hinter der Mauer. Der Diener hatte aber da während der Zeit nicht weggekonnt. Er war wie gebannt gewesen. Als es aber hinter der Mauer wieder dunkel wurde, da der Abend war wie vorher so schön. Trotzdem hielt es aber doch der Erschreckte für geraten, nicht nach Zellerfeld sondern nach Hause zu gehen. Das tat er auch. Kaum war er da angekommen, so überlief es ihn eisig kalt, er wurde so krank, dass gleich Tod und Leben bei einander waren und musste sechs Wochen lang das Bett drücken. Glücklicherweise wurde er aber doch wieder. Von der Zeit an hatte er aber Respekt vor dem grünen Platz, denn gerade da war es gewesen.

## Der junge Riese

Ein Mann, der nicht gern was tat, ließ seine Frau und seinen Sohn sitzen und wanderte aus. Die Frau ließ es sich erst recht sauer werden, um sich und ihr Kind durchzubringen. Der Junge wurde größer und größer, wollte auch gern etwas mit verdienen, es war aber keine Gelegenheit dazu. Deshalb entschlossen sich beide und suchten auch das Weite. Auf der Reise ging der Knabe einmal vom Wege ab in die Hecke, er sah da nämlich ein Bündlein am Baum hängen, das holte er sich und band es um seinen rechten Arm. Als er zurückkam, musste er über einen Hagen springen, im Sprung griff er einen Ast am Baum und riss so den Baum mit um. Da merkte er, dass er mehr Kraft hatte als bisher. Er packte nach einem stämmigen Baum und im Nu hatte er auch den aus der Erde gerissen. Da war er überzeugt, das Bändchen hatte ihm die Riefenkraft gegeben und sprach zu seiner Mutter: »Mutter, nun sind wir gerettet. Jetzt fürchte ich mich vor nichts mehr. Jetzt will ich uns schon Brot verdienen. Solche Kraft hat nicht ein jeder.«

Sie gingen weiter, es wurde Abend, sie kamen in dem Wald an ein Haus, darin wohnte ein Riese, ein furchtbar großer Kerl. Weil der vor der Tür stand, so fragte der Sohn, ob er sie diese Nacht wohl beherbergen wolle, sie wollten es gern bezahlen.

»Nein«, sagte der Riese, »bezahlen lasse ich mir das nicht.« Er wolle ihnen aber einen andern Vorschlag machen. Sie sollten diese Nacht und immer bei ihm bleiben und es gut haben, wenn sie seine Frau und der Sohn sein Sohn sein wollten. Beide waren damit zufrieden, blieben da und hatten es auch gut.

Bei der Arbeit sah der Riese aber, dass sein Sohn noch mehr Kraft hatte als er und sagte deshalb zu seiner Frau, dem Jungen müssten sie über die Seite helfen, sonst mache der ihnen

noch viel zu schaffen. Die Frau wollte erst nicht daran, denn es war doch ihr Fleisch und Blut, es war ihr Sohn, musste aber endlich, sonst war sie ihres Lebens nicht sicher. Der Riese befahl, sie solle krank stellen, dann wolle er den Jungen zum Berg schicken, der gegenüberläge, von dort solle er Heidelbeeren holen und drei davon essen. Dann sänke er in Schlaf und würde dann von den Räubern, die dort drüben

hausten, aus dem Weg geräumt. So kam es auch. Am folgenden Morgen stand die Frau nicht auf, der junge Riese fragte, wo seine Mutter bliebe. Da sagte der alte Riese, sie läge krank im Bett. Es könne ihr aber leicht wieder geholfen werden, wenn sie von jenem Berg ein paar Hände voll Heidelbeeren genösse. Da sprach der Sohn, der seine Mutter unendlich lieb hatte, und gar nichts Arges ahnte, er wolle gleich hingehen und ein Körbchen voll holen. Da riet ihm sein Vater, wenn die Heidelbeeren schnell helfen sollten, so müsse er drei davon essen. Zuvor ging er aber doch erst einmal zu seiner Mutter und wollte sie, ehe er wegging, erst noch einmal sehen. Sie stellte sich dabei auch sehr krank. Hierauf nahm er Abschied und ging eilig fort. Unterwegs zum Berge begegnete ihm ein Löwe, der kam auf drei Beinen zu ihm ein und streckte ihm die eine Tatze entgegen. Der junge Riese fürchtete sich aber nicht, ging darauf los, fasste die Tatze, untersuchte sie und fand einen Dorn darin stecken. Er zog ihm den Stachel heraus und verband die Pfote mit seinem Tuch. Aus Dankbarkeit blieb der Löwe bei ihm und schnurrte und wedelte mit dem Schwanz. Beide kamen miteinander an den Berg, der junge Riese pflückte sein Körbchen voll Heidelbeeren und aß, wie ihm sein Stiefvater vorher geraten hatte, drei Heidelbeeren davon. Kaum hatte er sie aber hinter, so wurde er so todmüde, dass er sich hinlegen und schlafen musste. Der Löwe aber legte sich neben

ihn hin. Kaum war aber der junge Riese eingeschlafen, so kamen die Räuber. Der Löwe rüttelte seinen Wohltäter hin und her, zuletzt gab er ihm mit der Tatze eine Ohrfeige, dass er aufwachen sollte. Er wachte aber nicht auf. Da konnte der Löwe nicht anders und ging auf die Mörder los. Zwei schlug er gleich nieder, einen zerriss er in der Geschwindigkeit, die anderen griffen zum Hasenpanier. Der junge Riese schlief ruhig bis an den anderen Morgen fort, dann wachte er auf und ging mit seinem Begleiter nach Hause. Vor der Haustür drehte der Löwe um und ging wieder zum Wald. Der alte Riese war ärgerlich, dass sein Stiefsohn wiederkam, tat aber freundlich gegen ihn. Die Kranke war unterdessen gesund geworden. Kurze Zeit ging danach wieder hin, da wurde die Mutter wieder krank, und der Sohn musste fort und Heidelbeeren pflücken, mit dem Bemerkten, wenn er den Korb voll hätte, drei Heidelbeeren davon zu essen. Er ging. Kaum trat er in den Wald, so war der Löwe wieder bei ihm und begleitet ihn. Es geht wieder so, nur statt der Räuber kam diesmal eine Schar Wölfe, und der junge Riese schlief. Der Löwe schüttelte und rüttelte erst den Schläfer,

er wachte aber nicht auf. Da begann der Löwe dazwischen zu fahren, und die Wölfe machten, dass sie fort kamen. Der junge Riese war wieder gerettet. Am anderen Morgen begleitete ihn der Löwe bis vor die Haustür und kehrte dann um. Die Hausfrau war schon wieder genesen, und der Stiefvater sprach, er bliebe jedes Mal lange aus.

Ja, sagte der junge Riese, er hätte erst ein wenig geschlafen. Der Vater sagte, wahrscheinlich wäre gleich danach, als jener die Beeren gegessen hätte, von seinem Essen die Mutter gesund geworden. Nach etlichen Wochen war die Mutter des Nachts wieder krank geworden, und der Sohn ging gleich von

selbst fort und wollte Heidelbeeren holen. Alles ging wie das vorige Mal. Statt der Wölfe kam dieses Mal eine Schlange. Der Löwe versuchte, seinen Wohltäter zu wecken, da er aber nicht erwachte, so begann er den Kampf mit der Schlange und bezwang sie. Das hatte aber Arbeit gekostet, denn die Schlange hätte das edle Tier um ein Haar übermannt. Wie der Schläfer erwachte, so blutete der Löwe noch aus vielen Wunden, die ihm die Schlange versetzt hatte und konnte sich noch kaum erholen. Da aber der Erwachte das besiegte Untier von einer Schlange sah, nahm er seinen Retter in den Arm, drückt ihn voll Dank an seine Brust und nahm ihn mit nach Hause. Als sein Vater sah, dass der Sohn in solcher Gesellschaft kam, quoll ihm vor Ärger das Herz, und er beschloss, ihn auf andere hinterlistige Weise umzubringen. Aber wie, das wusste er noch nicht.

Vor der Haustür wendete der Löwe aber auch dieses Mal wieder um. Des Nachts, als der Sohn im Bett lag, nahm der Vater einen Doppelspieß, der gerade auf beide Augen passte, und stach dem jungen Riesen mit einem Stich beide Augen aus. Geblendet suchte er das Weite und kam auf die Heerstraße, da war aber auch gleich sein treuer Löwe wieder bei ihm. Der unglückliche Sohn klagte ihm sein Leid und fragte, ob er kein Mittel wüsste, ihm zu helfen.

Da fing der Löwe an zu reden und sprach: »Hörst du das Rollen eines Wagens?«

»Ja«, sagte der Geblendete, »warum?«

»Warte«, antwortet der Löwe, »in dem Wagen kommt dir Hilfe und Rettung.«

Es dauert nicht lange, so war der Wagen da, es stieg eine feine, freundliche Dame heraus und bat den Blinden, mit dem Löwen mit in den Wagen zu steigen. Beide taten es und fort

ging es im Galopp. Sie fuhren den ganzen Tag.

Gegen Abend, als die Sonne bald untergehen wollte, kamen sie an einen See. Die Dame sagte zu dem Blinden, er möge einmal aussteigen. Er tat es.

Sie führte ihn ans Wasser und sagte, er solle sich damit waschen. Auch das tat er.

Und - o Wunder, nach und nach kam ihm sein Augenlicht und am Ende konnte er ganz sehen. Da drückte er der Dame die Hand und sagte, er könne ihr nicht genug danken, dass sie ihm wieder zu seinem Augenlicht verholfen habe, wenn er es ihr nur wieder vergelten könne!

O, sagte sie, das könne er wohl, ob er ihr Mann werden wolle? Sie wäre eine verwünschte Prinzessin, ihr Vater wäre auch verwünscht, und das wäre der Löwe, der da bei ihm wäre. Wenn er nun wirklich so dankbar wäre, wie er spräche, so wären sie beide gerettet.

Da schwor er bei Gott, dass er so dankbar sei, wie er gesagt hätte.

Da verwandelte sich der Löwe in einen alten stattlichen Mann, die Dame in ein allerliebstes junges Mädchen.

Alle drei umschlangen sich und schlossen den Bund der Treue. Dabei fand es sich, dass der Löwe ein verwünschter König, die Dame eine verwünschte Prinzessin, der alte Riese der Zauberer gewesen ist, der sie verwünscht hatte.

Als der junge Riese das hörte, wie an all dem Unglück der alte Riese gehabt hatte, da fuhren sie zurück, der junge Riese schlug seinen Stiefvater tot und nahm seine Mutter mit. Nachher wurde er noch König und hatte mit seiner Jungfrau recht glücklich gelebt. Nun ist es aus.

## Der blutige Mann und sein Sohn

Ein Graf hier am Harz hatte die Gewohnheit, sich alle Tage zu baden, es mochte Winter oder Sommer sein und noch dazu in einem offenen Teich, der beim Schloss gewesen war. Einmal kam er an den Teich, es war des Morgens früh in Frühling, da stand eine Schachtel an der Stelle, wo er badete. Er machte die Schachtel auf und ein kleiner Junge lag darin und schlief. Voller Verwunderung und Freude nahm er beides und trug es seiner Frau hin, die gerade ein kleines Töchterchen an der Brust hatte. Die Frau nahm den aufgefischten Knaben aus der Schachtel und fand bei der Gelegenheit noch einen Brief, in welchem stand, dass der Knabe Georg heiße und fünf Wochen alt wäre. Aber weiter nichts. Der Graf mit seiner Frau waren gute Leute und nahmen sich vor, die beiden Kinder, ihr Töchterchen mit diesem Georg nämlich, groß zu ziehen. Das geschah auch, beide gediehen gut, spielten miteinander, hatten sich lieb, lernten auch fleißig, und die Alten freuten sich recht über das Paar, denn keins hatte ohne das andere auch nur eine Stunde sein können, so gut waren sie sich. Sie wurden größer und größer. Georg wurde ein ansehnlicher ritterlicher junger Mann, die Tochter Brunhilde ein schmuckes Mädchen. Mit dem Größerwerden wuchs ihre Liebe zueinander. Der Graf mit seiner Frau setzte den Georg, da sie aufs Gewisseste voraussahen, dass ihre Brunhilde und Georg jedenfalls einmal ein Paar werden, zum Erben ein, denn die Güter des Grafen hatte nur ein Sohn oder Schwiegersohn erben können, keine Tochter, das war Gesetz gewesen. Bis dahin hatte sich der Bruder vom Grafen große Rechnung auf dessen Güter gemacht. Als der aber witterte, dass der Pflegesohn oder der demnächstige Schwiegersohn des Grafen schuld war, dass die Erbschaft

an den fällt, so versuchte er dem Georg allerlei Schalhälzer oder Fallbrücken zu legen, sodass der arme Mensch seines Lebens nicht froh wurde. Erst verleumdete er ihn bei den Pflegeeltern, die aber rochen, was der Onkel im Schilde führte, und der Verleumder musste mit langer Nase abziehen. Da bekam er nicht seinen Willen. Ärgerlich darüber gab er ein paar Bösewichtern Geld, dass sie den Georg gelegentlich trocken abklopfen müssten. Wäre dieser nicht Mannes genug gewesen, so hätten sie ihn kalt gemacht. Er wehrte sich aber tüchtig und kam diesmal mit vielen Wunden und Schmerzen davon. Da er nun merkte, was die Glocke geschlagen hatte, so sagte er zu seinen Pflegeeltern und zu seiner Brunhilde, er wolle erst einmal eine Zeit lang fort und die Welt besuchen, unterdessen rauche der Ärger und Groll seines Feindes ab. Jedenfalls käme er bald wieder. Die fanden den Vorsatz auch gut und er reiste ab. Des Grafen Bruder hatte aber immer aufpassen lassen und so erfuhr er gleich, dass Georg abgereist war. In aller Eile schickte er sechs Lanzenknechte hinterher, die sollten den armen Menschen umbringen. Am zweiten Tag holten sie ihn ein und kamen in das Wirtshaus, wo er eben eingekehrt war. Er ließ aber alles im Stich und entwischte den Verfolgern. Glücklicherweise kam er hinten aus dem Fenster und machte, dass er den Wald erreichte. Bei einem Köhler fand er noch Nachtlager und überhaupt Herberge. Dem Köhler half er bei seiner Arbeit und beide vertrugen sich recht gut. Georg war froh, dass er eine Gesellschaft und einen treuen Helfer hatte. So ging erst einmal lange Zeit darüber hin.

Endlich sagte der Köhler: »Ja, dort das Schloss, welches da auf dem Berg steht, ist jetzt ganz leer. Kein Mensch kann drin bleiben. Jeder, der es wagt und eine Nacht darin zubringt, wird am anderen Tag tot herausgetragen. Es ist nicht sicher

darin.«

Das war Wasser auf die Mühle Georgs. So was hatte er sich schon lange gewünscht und er sprach zum alten Köhler, er wolle es doch auch einmal dort versuchen, ob es ihm auch an den Kragen kommen könne. Der Köhler wurde traurig deshalb und riet ihm ab. Er aber ließ sich nicht abspesen und machte am folgenden Tag hin, besah bei Tag die Gelegenheit und versah sich mit Lebensmitteln, aber auch mit Licht und Schlagdingern. Furcht hatte er nicht gekannt. Er nahm Abschied vom Köhler und machte sich am Abend hin. Bei Tag hatte er sich eine Stube ausgesucht, unten im Schloss, in die nur eine Tür führte. Die Fenster hatte er verwahrt und die Tür verriegelt. So geschützt machte er sich auf alles gefasst, steckte zwei Lichte an, setzte den Tisch und ein paar Stühle parat, holte sein Gebetbuch aus der Tasche und legte das mit seinen Waffen auf den Tisch. Dabei war er auf jeden Ton aufmerksam, der sich hören ließ. So rückte langsam die elf heran. Kaum war der letzte Schlag aus der Glocke, so ging die verriegelte Tür auf und herein trat ein Mann, dem allenthalben das Blut aus dem Körper quoll. Dabei sah er so traurig und betrübt aus, dass es dem Georg ordentlich anfang zu dauern. Wie der blutende Mann da so an der Tür stand, setzte Georg ihm den Stuhl hin und zeigte, er möge sich darauf setzen und ausruhen, sagte aber kein Wort, denn er wusste, mit solchen Geschöpfen darf man nicht sprechen, und das war gerade gut gewesen. Der Unglückliche saß eine Glockenstunde da. Wie es aber zwölf schlug, ging er ruhig zur Tür hinaus, und das Blut war gleich weg, was bis dahin auf der Erde gestanden hatte und fortgeflossen war. Danach war alles still die ganze Nacht. So ging es alle drei Nächte hindurch, nur in der letzten aber ging der blutige Mann nach Zwölfschlagen nicht weg, sondern

richtete sich auf, das fließende Blut hörte auf, aus den Wunden zu kommen und er sprach: Dank dir, mein Sohn, dass du mutig bei mir ausgehalten und nicht geredet hast. Jetzt wisse, dass ich dein Vater bin, der meuchlings von den Räufern umgebracht wurde, die auch dir das Leben nehmen wollten. Ich hatte keine Ruhe eher, bis du im Besitz deiner Güter warst, und bin deshalb hier im Schloss walten gegangen, und jeder hat ein Leben lassen müssen, der es wagte, mich daran zu hindern. Jetzt musst du aber dein Befreiungswerk erst recht vollbringen. Locke deine und meine Mörder hierher, lass bekannt machen, dass du hier bist, und sie werden gleich da sein. Sag unten im Dorf, du wärest unten hier im Keller versteckt, und wenn sie dann dahinein dringen, dann soll mir keiner davorkommen.

Georg tat das auch, und die sechs Raubritter gingen in die Falle. Als sie alle erschlagen dalagen, sagte der Vater zum Sohn: »Nun, mein Sohn, bin ich ganz beruhigt. Geh von hier hinauf in das Zimmer, wo ich gewohnt habe, und auf welchem mein Schrank noch in der Wand steht. Öffne denselben, darin wirst du Papiere finden, die da beweisen, dass du mein Sohn und der rechtmäßige Erbe meiner großen Güter bist. Geld liegt in Menge dabei. Mache dich auf und geh zum Kaiser, dass er dich in deine Rechte einsetzt. Von ihm wirst du zum Graf eingesetzt werden, das ist so gut, wie ein kleiner König.«

Darauf war aber sein Vater verschwunden. Der Sohn suchte nach und fand alles, wie sein Vater gesagt hatte, und wurde vom Kaiser auch als Harzgaugraf eingesetzt. Als Georg in seine Würden eingesetzt war und in Ehre und Ansehen stand, war sein erster Weg zum alten Köhler, dem er früher geholfen hatte. Dieser wunderte sich nicht wenig, als er den vornehmen Herrn Georg auf seine Kate zukommen und bei ihm ein-

kehren sah. Noch mehr aber wunderte er sich, als er hörte, dass der Herr Graf früher sein Gehilfe gewesen war. Als ihn nun Georg aufforderte, mit zu seinem Pflegevater zu gehen, so war er gleich bereit dazu. Sie kamen miteinander an den Ort ins Wirtshaus und hörten, dass des Grafen Tochter gestorben wäre und heute beerdigt würde. Die Tochter war nämlich Georgs frühere Spielkameradin und nachherige Braut gewesen. Man kann sich leicht denken, als Georg das hörte, wie er darüber erschreckte. Kaum hatte er sich ein wenig von dem Schreck erholt, so kam der Leichenzug schon an, und der ganze Ort folgte dem Sarg, denn alle hatten das gute Mädchen lieb gehabt. Georg folgte natürlich auch mit und weinte heiße Tränen am Grab seiner Braut. Dann kehrte er wieder um, ohne seine Pflegeeltern zu besuchen. Was sollte er da auch noch tun, da seine Braut tot war. Auf dem Rückweg sah er mit dem Köhler weit vor sich eine Kutsche dahin fahren, wohin die beiden auch wollten. Gleich darauf sprangen zwei Räuber auf die Kutsche los und hielten den Wagen an. Es entstand eine Schlägerei, währenddessen kamen Georg und der Köhler dazu. Nachdem ein Räuber gefallen war, machte sich der andere eilig fort. Jetzt sah Georg zu, wer in der Kutsche gesessen und sich bis dahin bis Georg und der Köhler gekommen waren, so tapfer gewehrt hatte. Ein Soldat, aber mit einem hübschen Mädchengesicht, kam ihnen aus dem Wagen entgegen und - o Freude - es war Brunhilde gewesen, die heimlich ihren Eltern entflohen war, um Georg aufzusuchen. Ihre Eltern hatten sie gutwillig nicht weggehen lassen wollen, da war sie scheinbar auch krank geworden, als ihre Kammerjungfer krank gewesen war. Als diese wirklich starb, da hieß es, Brunhilde wäre gestorben und würde begraben werden. Als der Sarg mit der Kammerjungfer beerdigt wurde, da machte sie sich in Solda-

tenkleidern heimlich fort. Auf die Art kamen die beiden wieder zusammen. Voll Freude wendeten sie wieder um und kamen dann bei Brunhildes Eltern an. Man kann sich leicht denken, welcher Jubel da entstand und wie alles im Ort laut wurde, als man hörte, Brunhilde lebe noch und Georg sei auch wieder da, beide wollten Hochzeit machen. Das war aber eine Hochzeit, wie sie da noch nie gefeiert wurde.

### **Der Wassermann**

Wenn man von Zellerfeld nach Schulenberg geht, liegt rechts ab vom Wege, wo man eben in den Wald hineintritt, ein Tal, dass das Lange Tal heißt. Oben in der Spitze desselben steht jetzt noch ein Sumpf Wasser hinter durchfurchtem Teichdamm, welcher der Lange Teich genannt wird. In diesem Teich hat der Wassermann vor vielen Jahren seinen schönen Kristallpalast gehabt, und, das versteht sich von selbst, darin wohnte er. Wie er daraus vertrieben wurde, das wird so erzählt: Einstmals gehen ein paar Mädchen aus Zellerfeld dahin und wollen trockenes Holz holen. Beide sind flink, jung und hübsch. Als sie auf den Teichdamm treten, so steigt aus dem Wasser halb herauf ein Mann, sein Haar ist grün und trieft von Wasser. Seine Brust ist breit und hochgewölbt und sein Gesicht freundlich und gut. Ja die Mädchen, obgleich sie sich erst erschreckt haben, freuen sich über ihn. Das geht aber so geschwind, dass man es kaum sagen kann. Der Mann - es ist nämlich der Wassermann gewesen - hat eine Rolle Band in der Hand, das glänzt und spielt in allen Farben. Dies Band wickelt er los und lässt es vom Wind den Mädchen über dem Wasser zuwehen. Als die Spitze den Damm erreicht, wo die Mädchen noch stutzig stehen, winkt er ihnen, das Band zu fassen. Das

älteste Mädchen, das so recht habgierig und putzsüchtig ist, greift gleich zu und wird auch in dem Augenblick an dem Band, das es nicht wieder loslassen kann, in das Wasser hinabgezogen, ohne dass es das andere Mädchen ändern kann. Mit dem Mädchen verschwindet aber auch der Wassermann in dem Wasser. Das zurückgebliebene Mädchen läuft, was es laufen kann, nach Hause und erzählt dem Vater des verunglückten Mädchens, was passiert ist. Der nimmt gleich seine sieben Söhne, jeder mit Kratze und Trog und einer Axt versehen und fort geht es zum Langen Teich. Als sie aber hinkommen, sehen und hören sie nichts von dem Mädchenräuber. Sie sehen so lang, sie sehen so tief in den Teich, können aber nichts wahrnehmen.

Da spricht der Vater: »Kommt, lasst uns den Damm durchgraben, dass das Wasser aus dem Teich fließt, dann werden wir auch den Dieb darin finden.«

Mit aller Kraft und Eile beginnt die Arbeit und in Kurzem fließt das Wasser schon durch die Rinne und hilft mit, den Damm zu durchbrechen. Das Wasser nimmt zusehends ab und schon sieht man die Spitze eines Kristalldaches aus der Oberfläche des Teiches und noch immer arbeiten die acht rüstigen Männer. Endlich, da sie dem Wasser die Durchbrechung des Dammes allein überlassen können, gehen sie mit ihren Äxten an den Berg und hauen große Tannenbäume um. Diese prasseln mit Gekrach den steilen Abhang hinunter, werden auf den Teichdamm vollends hingezogen und dann in den Teich auf das heraussehende Dach geschoben. So ist bald die Brücke dahin gelegt und der Älteste der Söhne geht mit seiner Axt im Arm darauf hin. Da steht er nach wenigen Schritten oben über, wo der Wassergeist haust. Sein Blick schaut hinab in die Räume des Wassermanns. Der junge Berg-

mann sieht seine geraubte Schwester in den Armen des Unholds zusammenschumpfen und dann gleich in eine gläserne Flasche tun, und die Öffnung verschließen. Augenblicklich aber schlägt der Bergmann das Dach mit seiner Axt ein. Es entsteht ein furchtbarer unterirdischer Donner und dabei steigt der Wassermann wie ein blauer Nebel aus dem zertrümmerten Dach in die Luft und verschwindet darin. Zwei von den Brüdern, die am beherztesten gewesen sind, steigen hinein in das Innere des Kristallpalastes und eilen gleich zu der gläsernen Flasche, in welcher ihre Schwester in ein kleines Herz verwandelt ist, das aber noch schlägt. Der eine der Brüder nimmt die gläserne Kapsel von der Flasche und in dem Augenblick steigt eine kleine Flamme aus dem Gefäß empor, die sich mehr und mehr vergrößert, dann die Gestalt einer menschlichen Figur annimmt, und endlich die geraubte Schwester wird, wie sie leibt und lebt. Von Freude nehmen die Brüder das überglückliche Mädchen und tragen es aufs Trockene. O wie freuen sich alle, wie freut sich das Mädchen, wie geht sie aus einem Arm in den anderen und der Jubel über die Rettung ist ohne Ende. Alle danken Gott innig dafür. Hierauf aber sagt das Mädchen, ihre Brüder möchten sich auch derer erbarmen, die noch da unten in eben solchen Flaschen schmachteten. Da gehen vier der Brüder hinunter in das Haus des Wassermanns, jeder rettet ein Mädchen und trägt es aufs Trockene. Es sind in allen sieben wundersam schöne Frauenbilder gewesen. Als nun alles, wovon man vermutet, dass es Leben hat, aus dem Palast gebracht ist, da wird das prächtige Haus auf den Rat des Vaters mit Äxten zertrümmert. Ein jeder aber, der daran mitgeholfen hat, nimmt ein Stück von der Kristallwand mit heraus. Den Teich verlassen alle, wie er damals war, und wie er jetzt noch ist. Jeder der Brüder hat das Mädchen angefasst, das

ihm am besten gefiel, acht sind hingegangen voll Trauer und Herzeleid, sechzehn sind wieder gekommen voll Jubel und Fröhlichkeit.

Kurze Zeit nach dieser wunderbaren Rettung wird ein Hochzeitsfest gehalten, hier in Zellerfeld, wie es seit der Zeit nicht wieder vorgekommen ist, denn das gerettete Mädchen wird mit seinem Bräutigam, und die sieben Brüder mit ihren geretteten Bräuten auf einen Tag ehelich verbunden. Als man am Abend, wo die ganze Gesellschaft in einem großen Haus versammelt ist, auf die Begebenheit zu sprechen kommt, der man das Fest verdankt, so will man den fremden Gästen auch Schein und Beweis davon geben, und jeder der glücklichen jungen Ehemänner holt das Stück Wand her, das er sich vom Kristallpalast des Wassermanns abgeschlagen hat. Da entstehen aber neue Freude und neuer Jubel und Bewunderung, denn die großen dicken Eisplatten haben sich in dicke und schwere Silberplatten verwandelt. Dadurch ist die ganze große Familie wohlhabend und reich geworden.

Seit der Zeit hat sich aber der falsche Wassermann nie wieder im Langen Teich sehen lassen. So oft man aber dahin kommt und den Teichdamm ansieht, der jetzt noch durchbrochen ist, und das Wasser, das noch immer so unheimlich aussieht, so denkt man jedes Mal mit Schrecken und Freude an diese Begebenheit. Das war die merkwürdige Geschichte vom Wassermann.

## **Die grüne Jungfer**

Die alte Großmutter hatte die Geschichte erzählt und was die erzählte, das war wahr, sie fing an und sagte: »Na, nun hört mir mal zu. Mir fällt eben die Geschichte von der grünen Jung-

fer ein, die habt ihr noch nicht gehört. Ja, ja, früher ist manches passiert, das alles vergessen wird, wenn unsereins es nicht behielt und neu aufsticht. Da unten in Windhausen unter der Laubhütte hinunter hat vor vielen Jahren einmal ein armer Besenbinder gewohnt und viele recht hübsche Kinder gehabt. Man hat das wohl, dass arme Leute hübsche Kinder haben. Dieser Besenbinder nimmt seine älteste Tochter, es ist ein Mädchen so von dreizehn, vierzehn Jahren gewesen, das rote Backen und recht kluge Augen hat und dabei kann es sprechen, wie ein Buch. Das nimmt also sein Vater mit in den Wald und holt Besenreiser zu Besen. Versteht ihr? Da vorn bei Windhausen standen damals auch schon viele Birken, und ihr wisst, von den feinen Ruten werden Besen gemacht. Es ist schrecklich kalt gewesen, wenn auch die Sonne über Berg und Tal schien. An den Zweigen hat das Eis gesessen und ausgesehen, als hingen lauter Silberstangen daran herunter. Sie gehen weiter in den Wald. Vorn herum haben erst Tannen gestanden, und dann ist das Laubholz gekommen. Auf einmal bleibt der Vater stutzig stehen und spricht, indem er nach einer großen Tanne zeigt. ›Sieh doch, Anna, was ist denn das?‹

Das Mädchen sieht auch da eine Jungfrau stehen, die ein grünes Kleid, grüne Hände, grünes Gesicht und auch gar grüne Haare hat. Die beiden wundern sich noch darüber, da kommt die grüne Dame auf sie zu und spricht zu dem Vater: ›Deine Tochter da, die muss ich haben.‹

Kaum hat sie das gesagt, so ist sie mit dem Mädchen verschwunden. Vor Schreck kann erst der Mann keinen Schritt von der Stelle tun, nachher kommt er wieder zu sich und hört dann weit von sich rufen: ›August, August, August!‹ Ein paar Schritte von ihm steht ein goldener Hirsch. Weil er meint, seine Tochter wäre darin verwandelt, so geht er darauf zu. Als er

aber den Hirsch ans Geweih fassen und festhalten will, da ist er verschwunden. So geht es dreimal, aber immer auf einer anderen Stelle. Bei der Gelegenheit ist der Besenbinder vor ein kleines Hüttchen gekommen. Er geht hinein, um ein wenig von der Anstrengung und wegen des Kummers über seine Tochter zu ruhen, die er so schändlich verloren hat. Sieh da, da sitzt die grüne Jungfer und ist halb Fisch und halb Mensch und darum her sitzen lauter kleine Männlein mit steinernen Beinen auf kleinen Treppen, und das geraubte Mädchen, die Besenbindertochter, nicht weit von der Tür auf goldenem Thron.

Voll Freude nimmt der glückliche Vater sein Kind auf den Arm und macht, dass er zum Haus hinaus kommt. Keiner verfolgt ihn, er läuft, als ob ihm der Kopf brennt, dass er erst den Wald hinter sich hat, und kommt glücklich zu den Seinen. Ist aber das Mädchen vorher schon schön gewesen, nachdem ist sie ein wahrer Engel von Schönheit.

Die Geschichte wird ruchbar und bei der Gelegenheit erfährt man auch, dass der Besenbinder eine so hübsche Tochter hat, selbst der junge König erfährt es. Da der sich nun vorgenommen hat, nur das hübscheste und beste Mädchen zu heiraten, so lernt der sie auch kennen und nimmt sie zur Frau, wenn es auch nur eine Besenbindertochter gewesen ist. Tut nichts, er hat sie lieb, und sie hat ihn erst recht lieb. Das ist eine Herrlichkeit gewesen, einer hat ohne den anderen nicht leben können und wo sie sich getroffen haben, da hat es erst Umarmungen und Küsse gegeben, ach so herzlich, so innig, so zärtlich, so lieb, dass man am Ende gesagt hat: ›Keines ist so glücklich wie unser Königspaar.‹

So geht ein Jahr in Freude und Lust hin, dann bekommt die junge Königin einen Prinzen, der bringt drei goldene Locken

mit. Dadurch gibt es neuen Jubel, große Freude, innigere Liebe. Es ist aber nichts vollkommen.

In der ersten Nacht danach kommt die grüne Jungfrau und spricht zur Wöchnerin: ›Kind, wie hast du mich in meinem Drangsal gesehen?‹

Da antwortet die Königin: ›Herzliebste Mutter, ich habe dich nicht gesehen.‹

Da nimmt die Grüne den niedlichen Prinzen, herzt und küsst ihn und verschwindet damit.

Darüber trauert das ganze Land, der Vater und die Mutter. Na, die wird fast wahnsinnig vor Herzeleid. Nach einem Jahr bekommt sie aber wieder einen allerliebsten Prinzen, der hat einen goldenen Stern auf der Brust. Nun ist alles wieder froh und vergnügt. Es dauert aber nicht lang.

Wieder in der ersten Nacht kommt die grüne Jungfer und spricht: ›Kind, wie hast du mich in meinem Drangsal gesehen?‹

Die Königin antwortet: ›Herzliebste Mutter, ich habe dich nicht gesehen.‹

Darauf ist die Grüne wieder mit dem Kind verschwunden. Das gibt neues Herzeleid, und die Königin will sich fast von Sinnen tun. Danach vergeht abermals ein Jahr, und sie bekommt einen dritten Sohn, der hat einen goldenen Hirsch auf der Brust.

Mehrere Tage vorher sind schon Wachen aufgestellt, das ganze Schloss ist umzingelt von Soldaten, und vor der Stubentür haben vornehme Herren wachen müssen, weiß nicht, ob es Kammerherren gewesen sind. Kurz und gut, es ist dafür gesorgt, dass das Kind nicht wieder gestohlen werden kann. Trotzdem aber, um elf Uhr in der ersten Nacht, da liegen alle Wachen und schlafen wie die Ratten.

Da kommt die grüne Jungfer abermals zur Königin hinein und spricht: ›Kind, wie hast du mich in meinem Drangsal gesehen?‹

Und die Wöchnerin antwortet: ›Herzliebste Mutter, ich habe dich nicht gesehen.‹

Darauf verschwindet die Grüne mit dem Kind.

Da nun alles nicht geholfen hat, so dringt das ganze Volk darauf, die Königin soll verbrannt werden, weil sie ihre Kinder aufgefressen hätte. Denn gestohlen könnten sie nicht sein, und dann hätte sie ja auch jedes Mal am folgenden Morgen, wenn der Prinz gestohlen wäre, Blut auf dem Bett und an Händen und am Mund gehabt.

Der König will das durchaus nicht zugeben, denn er hat sie zu lieb. Er muss es aber am Ende zugeben, was er nicht ändern kann. Das Volk hätte ihn sonst auch umgebracht.

Nun wird ein großer Scheiterhaufen aufgerichtet, die unglückliche Mutter hinaufgeführt und an einen Pfahl gebunden. Der Geistliche betet noch für ihre arme Seele, und bittet den lieben Gott, sie auf- und anzunehmen. Dann segnet er sie ein und steigt herunter. Um den Holzstoß steht das Volk gedrängt und will die Hexe verbrennen sehen. Die Musikanten spielen schaurige Stücke, und alles lauert, dass das Holz angesteckt wird, und dann die Qual der Königin angeht.

In dem Augenblick steht nochmals die grüne Jungfer vor ihr auf dem Scheiterhaufen und spricht: ›Kind, wie hast du mich in meinem Drangsal gesehen?‹

Die Königin spricht: ›Herzliebste Mutter, ich habe dich nicht gesehen.‹

Während der Zeit haben sich die Henker gequält, den Scheiterhaufen anzustecken, er hat aber nicht anbrennen wollen.

Da spricht die grüne Jungfer: ›Weil du nun so verschwiegen

gewesen bist und dich selbst durch den schrecklichen Tod auf dem Scheiterhaufen nicht zum Ausplaudern hast bringen lassen, so bist du, bin ich und dein Mann, der goldene Hirsch dadurch gerettet. Hier hast du deine Kinder wieder.«

Da stehen in dem Augenblick drei wunderliebliche Knaben bei der angebundenen Königin, die umfassen ihre Knie und rufen: ›Mutter! Liebste Mutter, wo ist unser guter Vater?‹

Da umschlingt sie ihre Kinder, das Volk ist erst stumm und starr vor Verwunderung, reißt dann alle herunter vom Scheiterhaufen und führt sie in Jubel dem staunenden

Vater zu, und die Musikanten spielen lustige Stücke auf. Nun ist es aus.«

### **Der Wassermann**

Wenn man von Zellerfeld nach Schulenberg geht, liegt rechts ab vom Wege, wo man eben in den Wald hineintritt, ein Tal, dass das Lange Tal heißt. Oben in der Spitze desselben steht jetzt noch ein Sumpf Wasser hinter durchfurchtem Teichdamm, welcher der Lange Teich genannt wird. In diesem Teich hat der Wassermann vor vielen Jahren seinen schönen Kristallpalast gehabt, und, das versteht sich von selbst, darin wohnte er. Wie er daraus vertrieben wurde, das wird so erzählt: Einstmals gehen ein paar Mädchen aus Zellerfeld dahin und wollen trockenes Holz holen. Beide sind flink, jung und hübsch. Als sie auf den Teichdamm treten, so steigt aus dem Wasser halb herauf ein Mann, sein Haar ist grün und trieft von Wasser. Seine Brust ist breit und hochgewölbt und sein Gesicht freundlich und gut. Ja die Mädchen, obgleich sie sich erst erschreckt haben, freuen sich über ihn. Das geht aber so geschwind, dass man es kaum sagen kann. Der Mann - es ist

nämlich der Wassermann gewesen - hat eine Rolle Band in der Hand, das glänzt und spielt in allen Farben. Dies Band wickelt er los und lässt es vom Wind den Mädchen über dem Wasser zuwehen. Als die Spitze den Damm erreicht, wo die Mädchen noch stutzig stehen, winkt er ihnen, das Band zu fassen. Das älteste Mädchen, das so recht habgierig und putzsüchtig ist, greift gleich zu und wird auch in dem Augenblick an dem Band, das es nicht wieder loslassen kann, in das Wasser hinabgezogen, ohne dass es das andere Mädchen ändern kann. Mit dem Mädchen verschwindet aber auch der Wassermann in dem Wasser. Das zurückgebliebene Mädchen läuft, was es laufen kann, nach Hause und erzählt dem Vater des verunglückten Mädchens, was passiert ist. Der nimmt gleich seine sieben Söhne, jeder mit Kratze und Trog und einer Axt versehen und fort geht es zum Langen Teich. Als sie aber hinkommen, sehen und hören sie nichts von dem Mädchenräuber. Sie sehen so lang, sie sehen so tief in den Teich, können aber nichts wahrnehmen.

Da spricht der Vater: »Kommt, lasst uns den Damm durchgraben, dass das Wasser aus dem Teich fließt, dann werden wir auch den Dieb darin finden.«

Mit aller Kraft und Eile beginnt die Arbeit und in Kurzem fließt das Wasser schon durch die Rinne und hilft mit, den Damm zu durchbrechen. Das Wasser nimmt zusehends ab und schon sieht man die Spitze eines Kristalldaches aus der Oberfläche des Teiches und noch immer arbeiten die acht rüstigen Männer. Endlich, da sie dem Wasser die Durchbrechung des Dammes allein überlassen können, gehen sie mit ihren Äxten an den Berg und hauen große Tannenbäume um. Diese prasseln mit Gekrach den steilen Abhang hinunter, werden auf den Teichdamm vollends hingezogen und dann in

den Teich auf das heraussehende Dach geschoben. So ist bald die Brücke dahin gelegt und der Älteste der Söhne geht mit seiner Axt im Arm darauf hin. Da steht er nach wenigen Schritten oben über, wo der Wassergeist haust. Sein Blick schaut hinab in die Räume des Wassermanns. Der junge Bergmann sieht seine geraubte Schwester in den Armen des Unholds zusammenschrumpfen und dann gleich in eine gläserne Flasche tun, und die Öffnung verschließen. Augenblicklich aber schlägt der Bergmann das Dach mit seiner Axt ein. Es entsteht ein furchtbarer unterirdischer Donner und dabei steigt der Wassermann wie ein blauer Nebel aus dem zertrümmerten Dach in die Luft und verschwindet darin. Zwei von den Brüdern, die am beherztesten gewesen sind, steigen hinein in das Innere des Kristallpalastes und eilen gleich zu der gläsernen Flasche, in welcher ihre Schwester in ein kleines Herz verwandelt ist, das aber noch schlägt. Der eine der Brüder nimmt die gläserne Kapsel von der Flasche und in dem Augenblick steigt eine kleine Flamme aus dem Gefäß empor, die sich mehr und mehr vergrößert, dann die Gestalt einer menschlichen Figur annimmt, und endlich die geraubte Schwester wird, wie sie leibt und lebt. Von Freude nehmen die Brüder das überglückliche Mädchen und tragen es aufs Trockene. O wie freuen sich alle, wie freut sich das Mädchen, wie geht sie aus einem Arm in den anderen und der Jubel über die Rettung ist ohne Ende. Alle danken Gott innig dafür. Hierauf aber sagt das Mädchen, ihre Brüder möchten sich auch derer erbarmen, die noch da unten in eben solchen Flaschen schmachteten. Da gehen vier der Brüder hinunter in das Haus des Wassermanns, jeder rettet ein Mädchen und trägt es aufs Trockene. Es sind in allen sieben wundersam schöne Frauenbilder gewesen. Als nun alles, wovon man vermutet, dass es Leben hat, aus dem

Palast gebracht ist, da wird das prächtige Haus auf den Rat des Vaters mit Äxten zertrümmert. Ein jeder aber, der daran mitgeholfen hat, nimmt ein Stück von der Kristallwand mit heraus. Den Teich verlassen alle, wie er damals war, und wie er jetzt noch ist. Jeder der Brüder hat das Mädchen angefasst, das ihm am besten gefiel, acht sind hingegangen voll Trauer und Herzeleid, sechzehn sind wieder gekommen voll Jubel und Fröhlichkeit.

Kurze Zeit nach dieser wunderbaren Rettung wird ein Hochzeitsfest gehalten, hier in Zellerfeld, wie es seit der Zeit nicht wieder vorgekommen ist, denn das gerettete Mädchen wird mit seinem Bräutigam, und die sieben Brüder mit ihren geretteten Bräuten auf einen Tag ehelich verbunden. Als man am Abend, wo die ganze Gesellschaft in einem großen Haus versammelt ist, auf die Begebenheit zu sprechen kommt, der man das Fest verdankt, so will man den fremden Gästen auch Schein und Beweis davon geben, und jeder der glücklichen jungen Ehemänner holt das Stück Wand her, das er sich vom Kristallpalast des Wassermanns abgeschlagen hat. Da entstehen aber neue Freude und neuer Jubel und Bewunderung, denn die großen dicken Eisplatten haben sich in dicke und schwere Silberplatten verwandelt. Dadurch ist die ganze große Familie wohlhabend und reich geworden.

Seit der Zeit hat sich aber der falsche Wassermann nie wieder im Langen Teich sehen lassen. So oft man aber dahin kommt und den Teichdamm ansieht, der jetzt noch durchbrochen ist, und das Wasser, das noch immer so unheimlich aussieht, so denkt man jedes Mal mit Schrecken und Freude an diese Begebenheit. Das war die merkwürdige Geschichte vom Wassermann.

## Der Schatz aus dem Bocksberg

Vor langen Jahren wohnten drei Bergleute in Hahnenklee, dabei kehrten von Zeit zu Zeit Venezianer ein, die die Schätze im Bocksberg aufsuchten und in der Regel auch so viel fanden, dass sie zufrieden zurückgingen. Aus ihrer Heimat brachten sie dagegen allerlei Medizinsachen mit, die gegen viele Krankheiten gut waren. An diesem Handel verdienten sie auch reichlich. Die Bergleute merkten aber bald, dass es dieser Handel nicht allein war, der sie herzog, sondern, dass ihr Hauptaugenmerk auf den Bocksberg gerichtet war, und jedes Mal, wenn sie kamen, erst Erkundigung einzogen, ob schon vor ihnen Landsleute von ihnen hier gewesen wären und den Bocksberg besucht hätten. War das zufällig geschehen, so wurden sie jedes Mal recht verdrießlich. Waren aber keine vor ihnen da gewesen, dann sahen sie stillvergnügt aus. Es musste der Bocksberg also für sie wichtig sein.

Als sie einst wieder da waren, sich so wie früher erkundigt hatten und in mondheiler Nacht zu dem Bocksberg machten, stach ihnen einer von den drei Bergleuten, die beiläufig gesagt, Kameraden waren, nach und sah, dass sie am Bocksweg an einer abgelegenen Stelle den Boden aufgruben und aus dem Loch Erde in ihre Beutel füllten. Der Nachstecher hatte genug gesehen und sich genau die Stelle bezeichnet, wo das geschehen war. Er eilte, dass er früher nach Hause kam, wie die Venezier.

Am folgenden Tag reisten diese ab, und die Bergleute verabredeten gleich, denselben Abend den Ort aufzusuchen und nachzusehen, was es da zu holen gäbe und sprachen schon von dem Reichtum, der sich da finden würde.

Der Dritte aber sagte: »Ich gehe nicht mit, denn

*Was mir Gott hat zu gedacht,  
das wird mir ins Haus gebracht.«*

Die beiden anderen Bergleute gingen deshalb allein hin, suchten an dem Platz, fanden aber nichts. Sie wollten am Ende aufhören und waren eben im Begriff, das Gezäh verdrießlich zusammenzunehmen.

In dem Augenblick aber tat der Eine noch einen derben Hieb in die Erde und rief voll großer Freude: »Hier steckt etwas.«

Nochmals fingen sie an zu graben und brachten zuletzt ein Gerippe heraus. Sie waren ungewiss, ob es von einem Reh oder von einer Ziege stammte. Waren sie vorher schon verdrießlich, so waren sie es jetzt noch mehr. Trotz des Ärgers lachte aber doch der Eine über den Anderen, nämlich von wegen der Täuschung.

»I«, sagt der Eine, »unser Kamerad muss aber auch seinen Teil davon haben. Wir wollen ihm das Gerippe ins Haus bringen. Er ist angefahren, seine Frau liegt diesen Abend im Bett, die Türen sind offen. Deshalb können wir es ihm ungesehen in die Stube bringen.«

Als es Nacht wurde, brachten sie richtig das Gerippe in die Stube ihres Kameraden und fuhren von da weg an. Ihren Kameraden fanden sie noch auf dem Gedinge, er hat sich redlich gequält und seine Löcher haben tüchtig gehoben.

Als sie ankamen, fragte er gleich: »Na, habt ihr eure Scheuern voll, ich glaubte, ihr brauchtet nicht wieder ein Fäustel in die Hand zu nehmen.«

»Ach«, antworteten diese, »lass dein Spotten, wir hätten besser getan, wenn wir angefahren wären.«

Darauf arbeiteten sie bis um zwölf, dann machten sie Schicht, gingen miteinander nach Hause, und jeder suchte sein

Quartier. Als der Dritte mit brennendem Licht in seine Stube trat, so war er ganz erstaunt, denn ringsum im Zimmer standen auf Tischen, in den Fensterbänken, auf den Kannelbrettern lauter prächtige Nippesfiguren aus purem Gold und Silber: Hirsche, Rehe, Schweine, Kühe, Kälber, Ziegen, Vögel usw. Er konnte sich nicht sattsehen, nahm eine Figur nach der anderen, wog sie in der Hand und wunderte sich über die Schwere und Schönheit des Dinges. Nachdem er alles durchgemustert hatte, legte er sich zu Bett und dachte, *deine Frau kann sich morgen auch erst darüber wundern, wo das hergekommen ist.*

Vom Gerippe war aber nichts zu sehen gewesen.

Am anderen Morgen, als die Frau aufstand, in die Stube trat und den Gold- und Silberreichtum gewahr wurde, lief sie gleich zurück in die Kammer, weckte ihren Mann und fragte: »Mann, wo hast du die schönen Sachen her?«

Der aber antwortete: »Das hat mir mein lieber Gott ins Haus gebracht!« Drehte sich gemächlich um und schlief weiter.

Die Frau verschloss und verriegelte alles und besorgte ihre häuslichen Geschäfte. Kaum war es Frühstückszeit, der Mann aufgestanden und hinausgegangen, um sich Waschwasser zu holen, so kamen die anderen beiden Kameraden und wollten sich bloß das Bündel voll Schelte holen wegen des Schabernacks.

Anstatt dass aber ihr Kamerad ärgerlich aussah, ging er ihnen freundlich entgegen und sprach: »Kameraden, was ich euch gesagt habe, so ist es gekommen. Mein Gott hat mir großen Reichtum ins Haus gebracht. Kommt herein, ihr sollt euren Teil davon haben.«

Darauf führte er sie in die Stube, sie wurden stumm und starr, dann sagte er: »Du Kamerad nimmst diese, du die Seite. Ich behalte diese hier, dann hat ein jeder so viel, dass er ferner

nicht den Bohrer zu gerben braucht.«

Beide dankten ihrem Kameraden für das große Geschenk und fragten zuletzt, was er mit dem Gerippe angefangen habe. Er aber wusste nichts davon. Da sagten sie es ihm, was sie getan hatten.

Er aber hörte gar nicht darauf und antwortete bloß: »Tut nichts. Jeder packt seinen Reichtum zusammen und trägt ihn nach Hause.

Er war schwer gewesen, so schwer, dass er kaum fortgebracht werden konnte. Später hatten die drei ihre Goldtiere nach Goslar verkauft, auch der Herzog von Braunschweig hatte einige bekommen. Sie erhielten dafür so viel Geld, dass sie reiche Leute geworden und auch geblieben waren. Von der Zeit an hatte keiner einen Venezier wieder auf dem Bocksberg gesehen. Die Schätze im Bocksberg bleiben aber auch so lange verschlossen, bis hundert Jahre lang kein vierbeiniges Tier den Bocksberg betritt. Das ist aber noch lange hin.

### **Der Gottlose und der Fromme**

Zwei Handwerksburschen reisten miteinander und nährten sich vom Fechten. Einer war ein listiger und gottloser Mensch, so, was man einen Pfiffikus nennt. Der andere recht einfältig, dabei gutwillig und fromm, oder ein gutmütiger Einfaltspinsel, daher musste er immer das Bad austragen und bekam dazu die schlechtesten Bissen. Trotzdem war er aber doch immer zufrieden. Einst kamen sie in ein Wirtshaus. Dach und Fach mussten sie haben, denn es war barbarisch kalt, und Essen und Trinken hatten sie auch nötig, wollten sie nicht höllisch zur Ruhe aufs Stroh gehen. Wo aber Geld hernehmen, keiner hatte einen Pfennig in der Tasche.

Der Gottlose wusste Rat und sagte: »Will der Wirt die Zeche bezahlt haben, so muss einer von uns seinen Rock lassen.«

»Wer soll denn aber seinen Rock ausziehen?«, fragte der Fromme.

»Wer anders als du«, sagte der Gottlose.

Als sie am anderen Morgen nach ihrer Zeche fragten, sagte der Wirt, sie sollten gar nichts bezahlen. Gott habe ihm vor Jahren von einer Krankheit geholfen, dafür habe er gelobt, jeden Gast, der an dem Tag, so wie gestern, bei ihm einkehrte, freie Zeche und Nachtquartier zu geben, und das habe er immer so gehalten. Die Handwerksburschen dankten und gingen ab.

Unterwegs sagte der Gottlose: »Hör, Kamerad, das Fechten geht schlecht, wir haben ja oft nicht den Bissen Brot, den wir gebrauchen. Besser würde es damit gehen, wenn einer von uns blind wäre, und würde von dem anderen geführt, das Erbarmen und die Almosen wären dann größer.«

»Ja«, sagte der Einfaltspinsel, »wer von uns soll sich dann blind machen lassen?«

»Natürlich du«, sagte der Gottlose, »du kannst dich doch nicht so finden wie ich.«

Der Einfältige war's zufrieden, gab sein Augenlicht preis und ließ sich die Augen ausstechen. Anfangs hatte er nichts Arges daraus, weil ihn sein Kamerad immer führte und sie immer tüchtig was zu leben und auch Geld hatten. Als er aber keinen Tag wieder sah und immer schlechter von seinem Kameraden behandelt wurde, am Ende auch nicht einmal satt zu essen bekam, da fing er an zu murren und war nicht mehr mit seinem Schicksal und Kameraden zufrieden.

Wenn er denn einmal so herausfuhr voller Gift und Galle, so antwortete der Gottlose: »Einfaltspinsel, halt's Maul, oder ich

lasse dich sitzen und sollt's unterm Galgen sein.«

Der Blinde aber meinte, es wäre nur eine Antwort auf seine Worte und hörte nicht auf zu brummen.

Sie waren auf der Reise und hatten schon einen langen Weg gemacht, da fragte der Blinde: »Kommen wir noch nicht bald ins Quartier?«

»Doch«, sagte der Gottlose, »wir sind schon vor der Tür. Komm, setz dich hier auf den Stein, ich will den Wirt rufen, ob wir hier bleiben können.«

Der Blinde setzte sich nieder auf den Stein und wartete und wartete. Wer aber nicht wieder kam, das war der Gottlose. Endlich fing der Blinde an zu rufen, es hörte aber niemand. So blieb er sitzen. Es war alles totenstill um ihn. Am Ende hörte er ein Gefliege und Geflatter in der Luft und dann drei Rabenstimmen. Die Tiere setzten sich über ihn hin.

Da fing der eine Rabe zum anderen an: »Weißt du nichts Neues?«

»O, doch, diese Nacht fällt ein Tau, mit dem kann sich jeder Blinde sehend machen, wenn er sich davon etwas in die blinden Augen wischt.«

»Das ist gut«, sagte der andere, »wenn es nur alle Blinden wüssten.«

Da antwortete der Erste wieder: »Der Blinde hier unter dem Galgen, der hört es, kann es benutzen.«

Drauf sagte der zweite Rabe: »Ich weiß auch, woran es liegt, dass jetzt die Stadt kein Wasser hat und deshalb so grässliche Not darin ist. Es sitzt nämlich ein dicker Lork (Kröte) vor der Quelle, dort oben am Berge, woraus die Stadt bisher ihr Wasser bekam. Wer den Lork mit einer glühenden Zange davor wegreißt und tötet, der versorgt dadurch die Stadt mit Wasser.«

Der dritte Rabe aber sprach: »Ihr wisst, dass der König krank ist, und kein Arzt kann ihm noch helfen. Wer aber drei Bissen von dem Brot, das vor ihm gelegen hat, nimmt, das zu Pulver brennt und ihm auf dreimal eingibt, der rettet dem König das Leben.«

Darauf flogen die drei Raben weg. Der Blinde hatte aber alles gehört und sich gut gemerkt. Das Nächste war, als er fühlte, dass der Tau fiel, sich gleich etwas davon auf seine Augen zu wischen. Es geschah ein Wunder, er bekam sein Augenlicht wieder. Nun sammelte er aber auch noch von dem Tau ein Medizinglas halb voll, damit hatte er später noch viele andere wieder sehend gemacht.

Hierauf ging er zur Stadt aufs Rathaus und sprach, er wolle die Stadt wieder mit Wasser versorgen, was sie ihm geben wollten? Da versprachen sie ihm, er solle haben, was er forderre, wenn sie nur Wasser bekämen. Er ließ sich nun eine Zange machen und ging zu der versiegten Quelle. Richtig, es saß ein großer Lork davor. Der Handwerksbursche riss ihn davor weg und gleich sprudelte das Wasser wieder aus der Erde. Dem Tier gab er aber den Genickfang, dass melden und sagen, ein Doktor wäre da, der den König gesund machen wolle. Der König wollte erst nicht daran und sagte, ihm könne doch niemand weiter helfen, als der Sensenmann (Tod). Doch unser Doktor ließ sagen, er möchte es doch nur noch einmal versuchen, er solle sehen, er würde wieder gesund. Da musste er denn hinaufkommen, er fragte hin und her, nach diesem und jenem (das hatte aber nur so etwas sein sollen), dann ließ er sich von dem Brot, das vor dem König gestanden hatte, ein Stückchen geben, fuhr nach Hause, brannte es zu Pulver, kam dann wieder und gab dem König davon ein. Kaum hatte er es genommen, da wurde es schon etwas besser mit ihm. Bald

nachher musste er nochmals etwas davon nehmen. Danach konnte der König schon aufstehen und nach dem dritten Mal Einnehmen war er ganz korrekt.

Nun wollte er den Doktor königlich belohnen. Doch dieser sagte, er möchte ihm nur ein gutes Wirtshaus schenken, in dem er sein Brot hätte. Dazu sagte der König gern ja. Nachher, als der Doktor schon lange Zeit Wirt gewesen war und Frau und Kinder hatte, dabei auch reich war, kam eines Abends ein recht zerlumpter Mensch in die Gaststube und bat um Gotteswillen um ein Nachtquartier. Das wurde ihm auch gegeben, und an demselben Abend, da stellte es sich heraus, dass der Bettler der Gottlose gewesen war, der erst mit dem Wirt das alles aufgestellt und ihn so betrogen hatte. Der Wirt ließ es ihm aber nicht entgelten, sondern behielt ihn. Am anderen Morgen kamen aber die Haltefeste und nahmen unseren Gottlosen und brachten ihn in Gewahrsam. Zuletzt war er noch am Galgen zur Ruhe gekommen, denn er hatte einen anderen Handwerksburschen totgeschlagen und ihm sein bisschen Armut abgenommen und dabei war ihm der Arm der Gerechtigkeit zu nahe gekommen. Da hat er auch sein Recht bekommen.

### **Die Schlericke in der Schalk**

Ein junger lediger Bergmann ging an einem Sonnabend Nachmittag nach der Schalk in die Heidelbeeren. Er wollte sich einen kleinen Zeitvertreib machen und seines Bruders Kindern Heidelbeeren mit nach Hause bringen. Oben in dem Schalker Tal fand er Heidelbeeren so dick wie die kleinen Kirschen und zuckersüß. Es dauerte gar nicht lange, so hatte er seinen Korb voll und wollte gerade wieder nach Hause, als ein hübsches Mädchen auf ihn zukam, dann winkte, dass er ihm folge. Sie

ging im Tal hinauf, stieg dann einen Moosberg hinauf, die Stufen waren so weich wie Moos, dass sie wie auf Seide gingen. Oben darauf stand ein Mooschloss, die Wände waren von Moos, aber weich und wunderschön. Es war so eigentümlich hübsch darin, dass es ihm vorkam, als wäre er unter der Erde ganz in Wald und Moos gehüllt, auch ein Geruch, der seines Gleichen nicht hat. Die Dame (es war die Schlericke gewesen) führte ihn in ein Zimmer, darin war alles mit grünem Samt überzogen; Spiegel, von der Decke bis zur Erde, Tische, Sofas und Stühle von grün glänzendem Holz. In diesem Zimmer kam sie auf ihn zu und tat, als wollte sie ihn umarmen und küssen. Er freute sich darüber herzlich und eilte ihr entgegen. Indem er aber sie auch umfassen und küssen wollte, so machte sie den Mund etwas auf. Da kamen ein paar Krötenpfoten zum Vorschein. Der Bergmann erschrak, ging aber doch näher, meinte, er habe sich getäuscht. Als er aber nur noch einen Fuß von ihrem Mund entfernt war, da öffnete sie ihn ganz und heraus sahen zwei Kröten mit feurigen Augen und eklem Atem. Das war aber doch dem Bergmann zu viel. Voll Schrecken stürzte er zum Haus hinaus und im Fortlaufen hörte er noch ein schreckliches Stöhnen und klägliches Ächzen. Als er unten am Berg ankam und sich umsah, war der Moosberg mit dem Mooschloss und der Schlericke verschwunden.

Hätte er sie geküsst, gewiss wäre er reich und glücklich geworden, so aber wird sie auf ihre Erlösung noch lange warten müssen.

### **Der Spiegel und das Schwert**

Drei Brüder wohnten in einem Haus zusammen und lebten miteinander, aber nicht in Frieden, nein oft in Zank und Streit,

denn der Jüngste konnte alles besser, machte alles besser und war auch hübscher und glücklicher als die beiden Ältesten, die der Neid und die Bosheit plagte. Um den Jüngsten loszuwerden, gingen sie zusammen in den Wald hinaus und sagten, ihr Holz müssten sie sich hauen. Sie arbeiteten miteinander, bis es Abend war, dann legten sie sich hin und schliefen. Die beiden Ältesten machten sich aber fort, während der Jüngste fest schlief. Als dieser aufwachte, waren seine Brüder weder zu sehen noch zu hören. Er aber wusste weder Weg noch Steg und verlief sich denn dermaßen, dass es keine Möglichkeit gab, wieder aus dem Wald zu kommen. Natürlich konnte er dabei nicht fröhlich sein und suchte recht betrübt und traurig einen Ausweg. Da erschien ihm eine Fee, die seine Patin war. Davon wusste er aber nicht und seine Brüder auch nicht. Diese Fee nahm ihn mit sich in ihr Schloss, das im Wald stand, und behielt ihn bei sich. Die beiden Brüder verwandelte sie in zwei wilde Schweine, die zur Strafe im Wald umherlaufen mussten. Bei seiner Patin hatte es der Jüngste recht gut, lernte da vieles, wovon er nicht einmal zu Hause gehört hatte und blieb da, bis er zwanzig Jahre alt war.

»Nun«, sagte die Fee, »bist du alt genug und kannst dir selbst durch die Welt helfen. Jetzt musst du fort von mir.«

Er ging nicht gern weg, denn er hatte es ja so gut da und seine gute Patin so lieb, dass es ihm sehr nah ging, als sie sagte: »Jetzt musst du fort.«

Er gehorchte, wenn auch nicht gern. Dies sah ihm seine Patin an und ihr traten selbst die Tränen in die Augen, als er wegging. Beim Abschied gab sie ihm einen kleinen Spiegel und sagte: »Willst du etwas Wichtiges tun, so sieh erst in diesen Spiegel. Ist dann dein Gesicht hell und klar, freundlich und gut, so tue es. Siehst du dich aber nicht hell und klar oder bist

du darin finster und mürrisch oder nachdenklich, so tu es beileibe nicht.«

Dann schenkte sie ihm auch noch ein Schwert. Die Klinge war von Silber und Stahl, der Griff von Gold und Edelsteinen, und sprach: »Nimm dieses Schwert, es sei ein teures Gut für dich. Brauch es nur, wenn dein Glück oder Unglück auf dem Spiel steht, dann wird es dich glücklich machen.«

Zuletzt gab sie ihm aber auch einen Beutel mit Gold, der musste nur so sein und sprach: »Lindere damit die Not der armen Menschheit und gebrauche es zu dem, was du nötig hast, sonst sei aber sparsam und haushälterisch. An jedem Abend vergiss nicht in deinen Spiegel zu sehen und von deinem Gesicht zu lesen, ob du an dem Tag gut oder böse gewesen bist. Je frömmere du bist, desto hübscher wirst du werden, je böser du wirst, desto hässlicher wirst du darin aussehen.«

Dann nahm sie herzlich Abschied von ihm, zeigte ihm den Weg, den er gehen sollte, und war verschwunden. In dem Augenblick war auch das Schloss weg, und der junge Mensch stand im Wald unter Bäumen. Betrübt ging er fort, dahin, wohin ihm seine Patin gesagt hatte und kam bald aus dem Wald. Auf einer schönen grünen Wiese begegnete ihm ein Greis, der war so zittrig und sah so ausgehungert aus und spricht: »Erbarme dich meiner, du lieber junger Mensch.«

Er reichte dem Alten gleich ein Goldstück und gab ihm auch zu essen.

»Gotteslohn«, sagte der Bettler und war verschwunden.

Voll Verwunderung, dass der Greis im Um- und Aufsehen weg war, zog der Jüngling seinen Spiegel heraus, sah hinein, und sein Gesicht war hell und klar. Auch schien es, als wäre er etwas schöner geworden. Voll Freude ging er weiter, tat Gutes, wo er konnte, verpasste aber keinen Abend, in seinen Spie-

gel zu sehen. So mancher Abend auch herankam, immer war der Spiegel hell und sein Gesicht immer schöner, sodass es nicht einen hübscheren Menschen geben konnte als ihn. Drei Jahre mochte er so gereist sein, da kam er in eine Stadt, in der ein König wohnte. Alle Leute, die ihm entgegen kamen, und die da gingen auf den Gassen, waren so betrübt und gingen so traurig, dass er endlich fragte, warum sie alle so verstört und traurig wären. Eine Frau, die er fragte, sagte, er solle nur einmal annehmen, es wäre ein Ungeheuer in die Stadt gedrungen, des Nachts, wo alles geschlafen hätte, das müsse jeden Tag einen Menschen haben, den es zerreiße und auffräße, und wenn es den nicht bekäme, so entstünde noch größeres Unglück. Solch ein Scheusal hätte es noch nicht gegeben auf der Welt, es wäre vorn eine Art Mensch, in der Mitte wie ein Löwe mit Krallen, aber ohne Haare und hinten eine grässliche Schlange. Nun hätte es schon gefährlich viel Menschen gefressen und noch immer hätte sich keiner gefunden, der es bezwingen könnte. Der König in seiner Not wolle gern dem seine einzige schöne Tochter zur Frau geben, der das Ungetüm umbrächte und die Stadt von der Plage befreite. Man warte aber vergebens auf einen Erretter, denn wenn sich auch einmal einer fände, der das Wagstück unternehme, der müsse jedes Mal daran glauben, die Haut und der ganze Wanst des Untiers wäre so dick und hart, dass kein Spieß und Schwert durchging oder hineinkäme.

Darauf antwortete der Jüngling der Frau, sie solle nur nicht verzagen, in ein paar Tagen solle es anders damit aussehen. Er wolle einmal sein Heil daran versuchen.

Ach, sagte die Frau, das möchte er doch bleiben lassen, es wäre ja schade um solch hübschen Menschen, um solch junges Blut. Dabei fasste sie seine rechte Hand und bat ihn flehent-

lich, doch ja nicht hinzugehen und sich von dem Untier umbringen zu lassen.

Doch er sprach: »Liebe Frau, ich danke Euch für Eure Liebe und Fürsorge, doch glaube ich, dass ich gerade dazu ausersehen bin, das Tier zu schlagen und die Stadt von der Plage zu befreien.« Dann zog er seinen Spiegel aus der Tasche, sah hinein und siehe, sein Gesicht war so hell und klar und dabei schöner wie noch nie. Dabei dachte er auch an sein Schwert, das eine ganz andere Art Schwert war als die gewöhnlichen. Er sagte der Frau, sie solle bald etwas Neues erfahren, was er getan hätte, und dann sagte er ihr Adieu. Von da ging er stracks zum König und sagte dem, was er vorhätte. Der aber wollte es anfänglich nicht zugeben, dass der bildhübsche Mensch so schändlich geopfert würde. Als sich aber der Jüngling nicht halten lassen wollte, so gab es endlich der König zu.

Beim Abschied drückte ihm der König die Hand und sagte: »Meine Tochter gehört dir, kommst du lebendig zurück und hast das Tier besiegt. Außerdem sollst du mir ein lieber Sohn sein.«

Der Jüngling ließ sich nun sagen, wo die Bestie läge, machte sich hin, nahm sein Schwert und da ging es los. O, es war nichts Kleines, das schreckliche Ungeheuer umzubringen. Er musste sich fürchterlich vor seinem Rachen, vor seinen Krallen und dem Schwanz in acht nehmen. Doch endlich kam er ihm so nah, dass er zustoßen und das Schwert in den Wanst rammen konnte. Das Tier stürzte nieder und wälzte sich in seinem Blut. So war es denn geschehen, das Ungetüm lag besiegt und still da. Nun nahm der Jüngling seinen Spiegel vor, sah hinein und er war klar wie die Sonne und sein Gesicht war hübscher wie das vom schönsten Mädchen.

Zufrieden mit dem, was er getan hatte, ging er nun zum Kö-

nig und sagte, das Ungeheuer wäre tot. Darauf strömte alles hin, überzeugte sich davon und freute sich. Und die Königstochter kam, fiel ihm um den Hals und sagte, sie hätte ihn lieber als ihr Leben. Dann wurde Hochzeit gemacht. Na, das war eine Hochzeit, nicht allein im Schloss beim König, sondern auch in der ganzen Stadt, und was das Beste war, die jungen Leute hatten sich so lieb wie die Kinder.

Als nun alles vorbei war, so sagte der junge Mann, er müsse seine Patin erst einmal besuchen und ihr danken, denn die allein hätte ihm zu seinem und ihrem Glück verholfen. Damit war denn auch die Jungfrau gleich zufrieden. Er nahm Abschied und ritt zu dem Wald, wo seine Pate wohnte, doch glaubte er nicht, dass er sie wiederfinden würde. Es kam aber anders.

Er war kaum in den Wald getreten, da kam ihm seine Patin entgegen und sprach: »Sei mir willkommen, du geliebter Sohn! Du bist glücklich, das wollte ich. Meine Pflicht habe ich erfüllt.«

»Wo sind aber meine Brüder?«, fragte der Patensohn.

»Ich will sie auch erlösen«, sprach die Fee, holte eine Pfeife hervor, tat einen Pfiff und in dem Augenblick kamen ein paar Wildschweine angerannt und blieben nicht weit von ihnen traurig stehen. Die Fee streckte ihre Hand nach ihnen aus und sprach: »Eure Strafe ist zu Ende, seid wieder frei!«

Da waren es wieder Menschen, die kamen auf ihren Bruder zu, er umarmte sie und vergab ihnen. Der junge Mann wollte alle mitnehmen, die Fee aber sagte »Nein, lebe wohl!« und war verschwunden.

Die beiden Brüder gingen mit und waren von da an besser und glücklich.

Nach dem Tod des alten Königs wurde der junge Mann Kö-

nig. Sein Spiegel warnte ihn vor Unrecht und sein Schwert verjagte alle Feinde. Sein Land war aber das Glücklichste.

### **Wildemann**

Als die ersten Bergleute in den Harz kamen und von Zellerfeld aus in die Umgegend gingen und Erze suchten, kamen sie auch in das Innerstetal, da, wo die Bergstadt Wildemann ist. Die Innerste war gerade angeschwollen gewesen und hatte einige Gänge aufgewaschen. Diese fanden die Bergleute, dabei gerieten sie aber auch auf eine Menschenspur, die im Innersteschlamm zu sehen war. Die Bergleute wussten, dass keine Menschen weiter im Harz waren als sie. Deshalb suchten sie weiter und sahen bald darauf einen Menschen in der Nähe der Gänge, der lief nackt und sein Weib auch, beide hatten Mooskappen auf dem Kopf und einen Laubgürtel um den Leib. Wenn ihnen die Bergleute nahe kamen, so rannten sie fort, so scheu und wild waren sie, und verstanden auch nicht, wenn sie gerufen wurden. Oft hatten die Bergleute Jagd darauf gemacht, sie aber niemals erwischt. Deshalb gaben sie ihrem Herrn, dem Herzog von Braunschweig, Nachricht davon und der ließ sagen, sie möchten die wilden Menschen fangen, mit Schlingen oder mit Bogen und Pfeil, sie aber ja am Leben lassen und dann nach Braunschweig schicken. Die Bergleute gaben sich alle mögliche Mühe, die Menschen zu fassen, es misslang aber immer. Endlich verwundete man den Mann so, dass er nicht fort konnte, und fing ihn dadurch. Er war groß und stark, hatte einen langen dicken Bart und lebte mit seinem Weib, das ihm ähnlich war, in dieser Einsamkeit des Waldes. Sie ernährten sich von Beeren und Wildfleisch, und der Mann hatte einen ziemlich starken Tannenbaum in der Hand, den er

auch als Waffe gebrauchte. Dabei konnten sie furchtbar schnell laufen, waren gelenkig wie die Eidechsen und stark wie Riesen. Es war daher keine Kleinigkeit, den Mann zu fangen. Was das für ein Kampf war, kann man gar nicht erzählen. Als die den wilden Mann gefangen hatten, sollte er arbeiten, er tat es aber nicht. Man fragte ihn, woher er wäre, und was er getan hätte, er antwortete aber nicht. Man reichte ihm Essen und Trinken, er berührte nichts. Dabei sah er immer zu der Gegend hin, wo die Gänge waren, als könne er sich nicht davon trennen. Bis dahin hatte man zwar Ganggestein gefunden, es war aber kein Erz darin. Da nun der Mann durchaus stumm war und blieb und auch kein Wort verstehen wollte oder konnte, so schickte man ihn nach Braunschweig zum Herzog. Der Herzog bekam ihn aber nicht zu sehen, denn auf dem Weg dahin war er gestorben. An dem Tag, an dem die Nachricht zurückkam, dass der wilde Mann unterwegs gestorben wäre, gruben die Bergleute an der Innerste das erste Erz auf, das war sehr reich an Silber, und die erste Grube daselbst wurde der alte Wildemann, später Ernst August genannt.

Zum Andenken an den wilden Mann, der wahrscheinlich die Gänge so lange taub gemacht hatte, solange er lebte, pflanzte man auf die Stelle, wo er gefangen worden war, eine Linde, baute sich da an, nannte den Ort Wildemann und nahm das Bild des Wildemanns in das Stadtsiegel auf, daher der Name und das Wappen der Bergstadt Wildemann. Die Linde steht jetzt noch vor dem Rathaus, ist aber ganz hohl, darin sind aber drei junge Linden emporgewachsen, die sie stützen und erneuern die alte Linde.

## Die Engelglöcklein

Geht man von Osterode nach Herzberg, so liegt hinter der Aschenhütte ein Berg, dessen Fuß die Sieber bespült, und der der Hausberg genannt wird. Auf diesem Berg soll vor langen Jahren ein Nonnenkloster gestanden haben, das recht fest gebaut war, sodass es nicht leicht gewesen ist, es zu überrumpeln. Einst kam eine wilde Kriegerschar da durch und wollte in diesem Kloster ordentlich einhüten. Die rohen Soldaten hatten nicht allein das Kloster plündern, sondern auch die Nonnen misshandeln wollen. Die Speise war ihnen aber garstig versalzen, denn, als sie vor das Tor kamen und hineinwollten, war es zu, und keine Gewalt imstande, das Kloster zu nehmen und hineinzukommen. Die Krieger legten sich auf die Lauer, umzingelte das Kloster und wollten die Nonnen durch Hunger und Durst zwingen, die Tore zu öffnen. In der großen Not eilten die Nonnen mitsamt ihrer Äbtissin in die Kapelle, warfen sich vor dem Altar auf ihre Knie nieder und baten Gott, er möge sie vor Schimpf und Schande bewahren und von ihren Peinigern erretten, er möge ihnen Mittel und Wege zeigen, wie sie dem Unglück entrinnen könnten. Als sie so in Tränen gebetet beteten, kam eine Taube zum Fenster herein, flog auf den Altar, setzte ein kleines Körbchen darauf und flog wieder fort. Das sahen alle Nonnen, die Äbtissin trat vor den Altar, öffnete das Körbchen und siehe, es lagen zwei Glöcklein darin, ein goldenes und ein silbernes. Nun nahm die Äbtissin das goldene Glöcklein und läutete. Es hatte einen wunderbar schönen Ton gehabt, und augenblicklich trat ein Engel zu ihr und fragte, was sie von ihm wünsche.

Voll Schreck und Freude sagte die Äbtissin, sie wünsche Schutz gegen ihre Peiniger, die vor dem Kloster lägen. Der En-

gel hatte ein goldenes Zepter in der Hand, damit berührte er den Boden, der tat sich auf. Er ging hinein und sagte, sie sollen ihm alle folgen. Das taten sie auch.

Der Engel führte sie in eine weite Grotte, die war mit Hunderten von brennenden Wachskerzen erleuchtet. Auf der einen Seite stand ein Altar, vor dem warfen sich die Nonnen nieder und dankten voll Inbrunst Gott für ihre augenblickliche Rettung.

Da war der Engel verschwunden. Dann standen sie auf und sahen sich in ihrer neuen Behausung um. Da standen auf der anderen Seite der Grotte mehrere gedeckte Tische. Das Essen fehlte aber darauf. Auch standen viele Betten da herum und es fehlte nichts weiter, was sie bedurften als Essen und Trinken. Da nahm die Äbtissin so zufällig das Körbchen mit den Glöcklein vor sich und läutete mit dem silbernen Glöckchen.

In dem Augenblick waren wieder zwei Englein da und fragten, was die Frau Äbtissin wünsche.

Die wünschte Essen und Trinken für sich und ihre Nonnen zu haben. Da trug der eine Engel die schönsten Speisen, und der andere die feinsten Getränke auf den Tisch, dann waren die Engel wieder verschwunden.

So ging es sieben Tage, und die Soldaten vor dem Kloster warteten vergebens, dass die Tore geöffnet wurden. Aus Ärger und Verdruss warfen sie Feuerbrände in die Klostergebäude, die Engel löschten sie aus. Sie liefen Sturm, mussten aber immer unverrichteter Sache wieder zurück. Kurz, sie waren gezwungen, trocken abzuziehen, denn sie hatten eingestehen müssen, die Nonnen schützt Gott. Als nun die rohen Horden wieder abgezogen waren, kamen die Nonnen wieder aus ihrem Versteck hervor und dankten Gott alle Tage in der Kapelle. Später waren die Nonnen da weggegangen, und das Klos-

ter ist zerfallen. Der Hausberg steht aber jetzt noch.

### **Die Christmesse in der Wildemänner Kirche**

Am ersten Weihnachtsmorgen früh vier Uhr wurde sonst hier auf dem Harz in allen Kirchen heilige Christmesse gehalten und scharenweise strömten dann in der Dunkelheit die frommen Christen zum Gotteshaus, das heilige Christfest damit anzufangen. So war auch der Gebrauch in Wildemann. Eine Frau daselbst, eine fromme und gute Christin, hatte sich am Heiligen Abend vorgenommen, am anderen Morgen auch in die Christmesse zu gehen. Früh war sie schon zu Bett gegangen, um früh genug wieder aufzustehen und nicht zu spät zu kommen. Da wachte sie denn mitten in der Nacht auf, meinte, es sei schon gegen drei, denn eine Uhr hatte sie noch nicht gehabt, und Uhren hatte es überhaupt damals noch wenig gegeben. Sie stand also auf, zog sich an und ging zur Kirche. Doch wunderte sie sich so vor sich hin, dass noch nicht mehr Leute auf Beinen waren, die auch zu der Kirche gingen. In ihrem Sinn dachte sie: Ist gut, bist du die Erste. Als sie auf den Kirchhof kam, sah sie die Kirche hell erleuchtet. Es war aber noch alles totenstill darin und davor. Sie ging hinein, die Kirche war leer, kein Mensch darin zu hören noch zu sehen. Da schlug es elf, und als es ausgeschlagen hatte, begann das Festgeläute so feierlich, so schön in die Nacht hinein zu tönen, dass der Frau dabei schon die Augen übergingen. Dann strömten die Leute herein, aber nicht die, welche damals noch gelebt hatten, sondern alle solche, die schon lange tot gewesen waren und im Grab geruht hatten, die aber alle die Frau gekannt hatten. Die Leute aus den Gräbern füllten die Prieche, die Kirchenstühle, und die Anverwandten der Frau setzten sich rechts und links

neben sie. Nachdem ausgeläutet worden war, begann der Gesang, ein ernster, feierlicher Totengesang mit Orgelbegleitung, so herzergreifend, dass die Frau fast in Tränen zerfloss. Hier auf trat der Prediger, der erst vor zwei Jahren gestorben und auf den Wildemänner Kirchhof beerdigt worden war, auf die Kanzel und predigte so klar und so wahr, wie die Frau noch nie gehört hatte, erteilte dann den Segen und bei dem Wort *Amen* schlug es zwölf. Da war alles verschwunden, die Kirche war finster und leer, und die Frau musste im Dunkeln hinaustappen und nach Hause gehen. Zu Hause angekommen, sank sie zum Tode erschöpft auf einen Stuhl nieder und konnte kaum nach ihren Leuten rufen, die ihr gleich ein Lager auf der Ofenbank zurechtmachen mussten. Da lag sie fast zwei Stunden in totenähnlichem Schlaf, rührte und regte sich nicht. Dann schlug sie die Augen auf, sah um sich, erblickte all die ihren um ihr Lager versammelt, die da dachten, dass sie nicht wieder erwachen würde und deshalb herzlich weinten. Denen erzählte sie dann mit schwacher Stimme, was sie in der verflorenen Nacht erlebt hatte, und als sie eben mit der Erzählung fertig war, da läutete es zur wirklichen Christmesse. Darauf hin gingen die Lebenden dahin, aber die Frau starb in dem Augenblick und ging zum lieben Gott in den Himmel.

### **Der Schneider und der Teufel**

Ein Schneidermeister hatte drei Töchter und einen Gesellen. Trotzdem, dass der Alte erst durch Sparsamkeit, dann durch Geiz schmählich reich geworden war, mussten seine drei Töchter aber doch immer fleißig mit nähen, ohne dass sie mit dem Gesellen sprechen durften. Die eine Tochter mochte den Schneidergesellen gern leiden und er sie auch. Da blieb ihnen

denn weiter nichts übrig, als mit den Augen zu reden. Auch dabei mussten sie sich verteufelt vorsehen, dass es der Alte nicht merkte, sonst bekam der Geselle gleich den Laufpass.

Einmal hatte diese Tochter die Woche und musste kochen. Sie machte das Mittagsessen, waren gerade Bratbirnen und Klümpe gewesen, da kam der Geselle hinaus, tat, als wolle er das Bügeleisen heizen und sprach schnell ein paar Worte mit seinem Mädchen. Der Alte war aber gleich dahinter, hörte es, und augenblicklich musste der Geselle aus dem Haus. Ehe er aber wegging, versprach ihm feine Braut, des Abends die Tür zu öffnen, damit er sie ein wenig besuchen könne. Das geschah auch. So hatten sie manch Stündlein beisammen zugebracht, ohne dass sie ertappt worden waren. Eines Abends aber, als auch der Schneidergeselle kaum im Haus war, stand der Alte auf und ging ständig walten. Der Schneidergeselle retirierte auf den Balken, legte sich darauf und wartete ab, was daraus wurde.

Das Mädchen durfte für diesmal nicht aufstehen, damit es sich nicht verriet. Wie nun der Schneidergeselle da lag, sah er, dass der Alte Bretter zusammenholte und einen Sarg daraus machte. Dann holte er eine ganze Mulde voll Geld, setzte das in den Schrein, und als er damit fertig war, wurde ein Getobe und Gebrause hörbar, als ob das Haus untergehen sollte, sodass dem verliebten Schneiderlein himmelangst wurde. In dem Augenblick stand bei dem alten Schneidermeister der Teufel und jener sprach:

*Hier nimm dir, was dein,*

*Und gib mir, was mein.*

Da sprach der Teufel:

*Man sieht's, man horcht.*

Der Schneider sprach:

*Was bist du dumm.  
Meine Mädels sind zur Ruh,  
Und das Haus ist feste zu.*

Der Teufel sagte:

*Man sieht's, man horcht.*

Der Schneider sprach:

*Ach schweige du  
und greife zu.*

Darauf fasste der Teufel das Geld und wollte damit fort.

Doch der Schneider sagte: »Vergiss den Kontrakt nicht. Wenn nun jemand den geforderten Ziegenbock bringt, der kein weißes Haar an sich hat und von der ersten Stunde an mit Hafer gefüttert ist, und den Tag, wie heute, um diese Stunde dir den Bock mit den Worten reicht:

*Hier nimm, was dein,  
und gib, was mein.*

so gehört ihm das Geld. Du gehst es doch ein?«

»Ja«, sagte der Teufel und fuhr zum Dach hinaus. Das ganze Haus stank aber wie lauter Teufelsdreck. Danach legte sich der alte Schneider in den Sarg und war augenblicklich mausetot.

Da machte sich der Schneidergeselle auch gleich aus dem Staube. Er hatte am ganzen Leibe, von Angstschweiß triefend, keinen trockenen Faden gehabt. Am folgenden Morgen nahm er Abschied von seiner Braut und ging weltein. Der Schneidermeister wurde begraben, und seine Töchter nähten nun fleißig und ranzionierten sich durch. Nach Jahren kam der Schneidergeselle wieder zurück und fand die drei Mädchen zwar arm, aber ehrlich und rechtlich. Sie klagten ihm ihr Leid. Ihr Vater wäre doch so reich gewesen, nach seinem Tod aber hätte man keinen Taler von dem vielen Geld gefunden. Sie wüssten nicht, wo das viele Geld geblieben wäre.

Darauf antwortete der Schneidergeselle, er wolle sehen, ob er es wieder anschaffen könne. Er brauche aber Zeit dazu und einen Ziegenbock, der kein weißes Haar an sich haben dürfe. Die Schneiderinnen hatten gerade eine Ziege, die lammt eben und warf ein schwarzes Bocklamm. Da es aber ein weißes Kreuz auf dem Kopf hatte, so taugte es nicht dazu.

Kurz danach lammt des Nachbars schwarze Ziege, warf aber ein Bocklamm, das kein weißes Haar an sich hatte.

Das war gut. Der Schneider kaufte das Tierchen und fing es gleich an mit Milch und Hafer zu nähren, bis zu dem Tag, wo es Zeit wurde. Dann nahm er den Bock, zog ihn in den Stall des verstorbenen Schneidermeisters, ohne dass jemand etwas davon wusste, und wartete, bis es elf schlug.

Er hielt den Bock am Strick und sprach:

*Satan, heran!*

*Nimm, was dein,*

*Gib, was mein!*

Gleich darauf wurde ein gewaltiges Poltern oben auf dem Heuboden vernommen. Der Teufel durchbrach die Decke, kam herunter, hatte ein kleines Fässchen unter dem Arm und warf das in den Stall hin; fasste dann den Bock, riss ihn auseinander, schlug mit der Bocklende den Schneider um die Ohren, dass der arme Mensch nicht wusste, was ihm widerfuhr, und wie tot zur Erde stürzte. Als der Schneider wieder zu sich kam, lag das Fässchen bei ihm. Er war aber über und über voll Blut. Sowohl das Blut als auch das Fässchen sagten ihm aber deutlich genug, mit wem er zu schaffen gehabt hatte und wer dagewesen war. In dem Fässchen waren aber lauter blitzblanke feine Gulden gewesen. Der Schneidergeselle wurde nun Meister und heiratete kurz danach sein Mädchen. Natürlich blieben die anderen beiden Schwestern bei den jungen Leuten,

und da sie als eine reiche Familie angesehen wurden, so bekam der junge Schneidermeister durch seine beiden Schwägerinnen auch noch zwei Schwäger.

### **Die Strafe**

Vor vielen Jahren lebte hier im Harzwald ein großer und starker Mann, der in einer Höhle seine Wohnung hatte. Rauben und Stehlen war sein Handwerk, Mord und Brand seine Lust. Lange Zeit hatte er es so getrieben, ohne dass er irgendwie daran gehindert wäre. Es hatte aber alles seine Zeit, und so sollte die Ruchlosigkeit dieses Menschen auch aufhören. Einst, da er auch auf Raub ausgegangen war und nichts ergattert hatte, wollte er wieder in seine Höhle zurückgehen. Da stand mit einem Mal ein kleines freundliches Männlein vor ihm, hatte einen Rock an, der mit Gold und Silber wie übersät war. Der Räuber ging dem Kleinen mit seinem Speiß zu Leibe. Trotz alles Bittens und Flehens stieß er ihn nieder. Indem er aber zur Erde stürzte, so stand ein grimmiger Hirsch vor dem Bösewicht, und ehe dieser sich besinnen konnte, hatte er ihn schon auf seinem langen Geweih, eilte mit ihm auf einen hohen Berg und warf ihn von da von einem vorspringenden Felsen hinab, dass er beide Beine brach und nun nicht mehr von der Stelle konnte. In solch trostloser Lage musste er einen schrecklichen und schmachvollen Hungertod sterben, und die Raben hatten dann sein Fleisch verzehrt.

### **Die Stiefgeschwister**

Einem Bergmann war die Frau gestorben und hatte ihm ein niedliches Mädchen hinterlassen. Dagegen war einer Frau der

Mann gestorben und deren Tochter vaterlos geworden. Das war jammervoll, doch sollte es so fein. Nach der Trauerzeit kam der Witwer zu der Witwe, sie würden ihres Krams eins, und ehe ein Jahr verging, waren sie Mann und Frau und die Kinder hatten wieder Eltern. Der Vater hatte zwar sein und seiner Frau Kind lieb, die Mutter hieß aber und war auch eine Stiefmutter gegen das Kind ihres Mannes. Die Strafen blieben aber nicht aus. Nach Verlauf des zweiten Jahres war die Frau abermals Witwe und musste nun statt ein Kind, zwei Kinder ernähren. Da bekam es die Stieftochter aber erst recht schlimm und musste alles tun und wäre sie dabei liegen geblieben. Einst sagte die grausame Mutter zu dem Mädchen: »Hier hast du einen Korb, nun geh hinaus in den Wald und suche Heidelbeeren, bist aber vor Nachtwerden wieder da.«

Nun denke man sich, es war Winter, der Schnee lag wie hoch, und das Mädchen sollte Heidelbeeren holen! Doch in allem gehorsam, ging es getrosten Mutes fort und dachte nicht einmal daran, dass es in der Zeit, wo alles mit Schnee so hoch bedeckt war, gar keine Heidelbeeren gebeu konnte. Im Wald angekommen, sah es ein Feuer, ging darauf los und sieh, es saßen drei kleine Männlein dabei. Das Mädchen fragte, ob es sich wohl ein wenig wärmen dürfe.

»O ja«, sagten die Zwerge, »setze dich her und erquicke dich.«

Es setzte sich und holte nein Stückchen Brot aus dem Korb, dass ihm seine Stiefmutter mitgegeben hatte.

Als es anbiss, sagten die drei Kleinen: »Gib uns doch auch ein bisschen.«

Es teilte sein Brot und gab jedem einen Bissen und behielt ebenso viel. Nun fragten die Zwerge, was es hier wolle?

»Ach«, sagte das Kind, »ich soll Heidelbeeren holen, hat mir

meine Mutter befohlen.«

»Die sollst du auch mitnehmen«, sagten die kleinen Leute. »Hier, nimm den Besen, gehe dort auf jenen freien Fleck (sie saßen unter hohen Tannenbäumen) und kehre den Schnee weg, dann wirst du Heidelbeeren in Menge finden.«

Das Mädchen tat, wie sie ihm sagten, und fand so viele Heidelbeeren, recht dick, blau und süß, dass es bald seinen Korb voll hatte. Nun brachte es den Besen wieder zu den Leutchen und bedankte sich schön. Dann sagte es Adieu und ging wieder nach Hause.

Als es fortging, sagte der eine Zwerg: »Lasst uns ihm auch nach etwas wünschen, es ist so gut und verdient, dass es glücklich wird.«

Da wünschte ihm der Eine: Bei jedem Wort, das es spräche, solle ihm ein Goldstück aus dem Mund fallen. Der Zweite wünschte: Es solle goldene Haare bekommen. Der Dritte: Seine Schönheit solle immer größer werden, sodass es das allerhübscheste Mädchen würde.

So kam das Mädchen nach Hause, und die Mutter wunderte sich nicht wenig, als es sagte: »Hier, Mutter, sind Heidelbeeren, ganz frisch und schön«, und ihm bei jedem Wort ein Goldstück aus dem Mund purzelte.

Da machte die Mutter große Augen und ein freundliches Gesicht, so freundlich, wie sie noch keines vorgeschallt hatte. Am anderen Morgen schickte die Mutter ihr Mädchen in den Wald, unter dem Vorwand, es solle Heidelbeeren holen, eigentlich aber, dass, wenn es zurückkäme, ihm auch Goldstücke aus dem Mund fallen sollten. So dachte die Mutter. Es kam aber anders. Dem Mädchen war der Korb, den es mitnahm, recht gespickt mit Esskram, Wurst, Brot und Leckereien. Es kam auch zu dem Feuer, bei welchem die kleinen Leutchen

noch saßen. Ohne zu fragen, setzte es sich zu ihnen und wärmte sich, dann holte es sein Essen heraus, fing an zu schmausen, dass ihm der Mund schäumte, und kümmerte sich gar nicht um seine Gesellschaft.

Endlich sagte der älteste Zwerg: »Liebes Mädchen, gib uns doch ein wenig von deinem Essen.«

»Ach was«, sagte es, »das schmeckt mir selbst gut. Der Tag ist noch lang, ich brauche noch viel.«

Da wurden die Kleinen traurig. Das Mädchen kehrte sich aber nicht daran.

Am Ende fragte der eine Zwerg, was es denn hier wolle?

Es antwortete: Heidelbeeren wolle es pflücken. Da geben sie ihm einen Besen und zeigen ihm einen freien Platz. Unter dem Schnee ständen genug. Das Mädchen nahm den Besen, ging hin und kehrte den Schnee weg. Heidelbeerenkraut kam auch vor, statt der Beeren saß aber so etwas daran, was man im Ziegenstall findet, und das wollte das Mädchen nicht mitnehmen. Ärgerlich warf es den kleinen Leutchen den Besen zu und ging nach Hause.

Als es trotzig fortging, wünschten ihm die Zwerge, der Eine: Es solle ihm bei jedem Wort, das es spräche, eine Kröte aus dem Mund springen. Der Zweite: Es sollten ihm ein paar Hörner aus dem Kopf wachsen. Und der Dritte: Es solle immer häßlicher werden.

Als es nach Hause kam und voll Groll und Ärger seiner Mutter erzählen wollte, was ihm begegnet wäre, sprangen ihm lauter Kröten aus dem Mund, sodass die Mutter ihm befahl, nicht weiter zu reden. Das war aber ein Malheur. Gern hätte die Stiefmutter die Stieftochter aus Neid fortgejagt, wären ihr nicht die Goldstücke so sehr lieb gewesen. Deshalb behielt sie diese und sah, wie sie immer älter und hübscher wurde.

Der Ruf von dem hübschen Mädchen hatte sich bis zum König erstreckt, und dieser, davon angezogen, kam und wollte das Wunderkind sehen. Da er zugleich auch eine Frau suchte, und das Mädchen ihm gefiel, so machte er es zu seiner Gattin. Nach einem Jahr war ein kleiner Prinz da und nun war Freude über Freude. Da wurde dem König Krieg angesagt und er musste selbst mit fort. Kaum war er aber weg, so war auch seine böse Schwiegermutter mit ihrer furchtbar hässlichen Tochter da. Und da sie sich so freundlich stellten, wurden sie eingelassen und blieben kurze Zeit bei der Königin. In der Zeit, wo die Mutter mit ihrer Tochter noch allein war, hatte das böse Weib das Hexen und Verwünschen gelernt und wollte es nun zuerst an der Königin versuchen. In einer der Nächte, wo die Alte bei der Tochter wachte, machte sie den Prinzen tot und verwünschte die Königin in einen Schwan, der im Augenblick danach auf dem Teich vor dem Schloss schwamm.

Am anderen Morgen wurde dem König gleich alles, was passiert war, geschrieben und der kam in vollem Galopp nach Hause und fand alles, wie er es erfahren hatte, aber auch die alte Hexe mit ihrer gehörnten Tochter, die niemand leiden konnte. Der König schickte zu seinem Zauberer, der bei ihm im Dienst stand. Dieser musste heran und Rat schaffen. Als der Zauberer die beiden Weibsbilder gewahr wurde, wusste er gleich Bescheid. Der König musste sein goldenes Schwert, das er besaß, hergeben, den Schwan aus dem Teich holen lassen. Die böse Stiefmutter wurde gezwungen, da sie freiwillig nicht wollte, dem Schwan den Kopf mit dem goldenen Schwert abzuschlagen. Indem der Kopf vom Rumpf auf die Erde sprang, stand die Königin, wie sie lebte und lebte, bei ihrem Mann und erzählte, dass ihre Stiefmutter den Prinzen umgebracht und sie verzaubert hätte. Da der Knabe nicht wieder lebendig

gemacht werden konnte, so wurde die Mörderin in ein Fass gesteckt, das über und über mit langen, scharfen Nägeln durchschlagen war und so lange bergauf und bergab gewälzt, bis sie ihren schlechten Geist aufgegeben hatte. Das gehörnte Mädchen war aber in dem Augenblick, wo aus dem Schwan die Königin wieder hervorging, zum Schwan geworden und schwamm auf dem Schlossteich herum. In der folgenden Nacht hatten ihn die anderen Schwäne, die da ein ordentliches Häuschen bewohnten, auf die schrecklichste Art umgebracht. Der Königin aber ging es von der Zeit an immer gut.

Nun ist es aus!